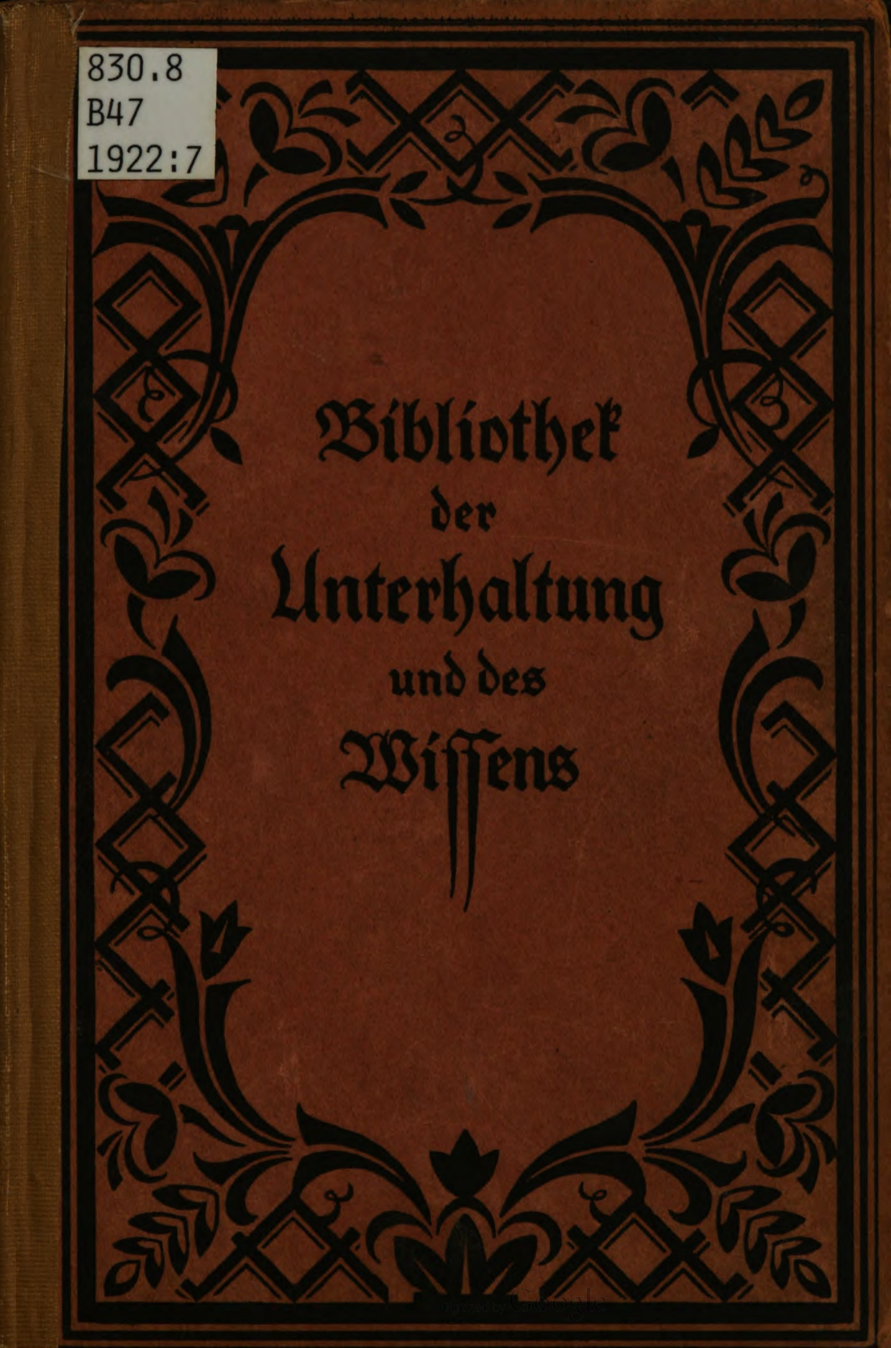
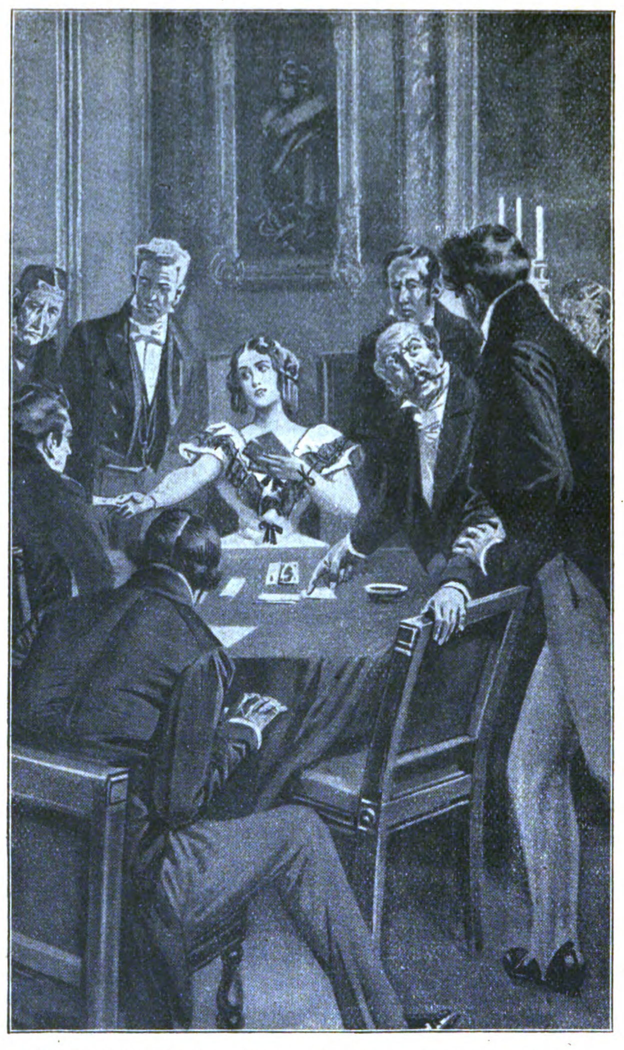

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens






Patenta
D.R.G.M. 787047
SchöneFormen



Zu der Humoreske „Das ausgeliehene Schloß“. (S. 36)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-
beiträgen von hervorragenden
Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen



7. Band
Jahrgang 1922

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Das ausgeliehene Schloß

Humoreske von Julius Pekár
Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen
von Maurus Mezei
Mit Bildern von Adolf Wald

Die Familie Choltay war noch zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts berühmt. Aber drei Jahrzehnte später, da redete man von den Choltays wie von Leuten, die mehr „waren", als sie „sind". Endgültig gingen sie im Fasching zugrunde, als sie mit Herrn Grassalkovich in verschwenderischen Narreteien um die Huld der schönen Königin Maria Theresia wetteiferten. Als Abraham Choltay zur Zeit des Napoleonischen Tumultes zum Mann herangereift war, da blieb für ihn nur mehr das Kleingeld. Dieses aber brachte er in den von Aufständen erfüllten Jahren gründlich an. Nachdem er aus dem Kriegsspiel ohne Ruhm und Ehrengaben heimgekehrt war, reichten die Schulden bis zum Dach. So hartköpfig Choltay auch war, die Schlappe beugte ihn doch recht danieder. Schulden galten zwar auch etwas; man sagt sogar: Je größer sie sind, desto besser kann man davon leben. Doch von da ab konnte er nur mehr rauchen, prahlen und fluchen. Abraham verlegte sich auf Pfauenstolz: er lebte vom Hochmut seiner Familie und nach alter guter Ungarart auch vom Prozessieren. Auf Leben und Tod stritt er mit dem Grafenzweig der Familie, den „Lakaien", wie er sie nannte. Verächtlich bemerkte er wieder einmal: „Selbst ihre Adelskrone hat Junge bekommen! Jawohl, aus fünf sind neun Zacken geworden." Sich seinem Sohn

zuwendend, eiferte er weiter: „Trotzdem bist du der richtige Choltay und nicht dein reicher Vetter Graf Christoph."

Sein Sohn Valentin war des ergrauenden Abraham ganze Wonne. Von ihm erwartete er die Wiederherstellung der verdorbenen Familie so zuversichtlich, daß er mit dem Kind, mit einem zu Großem berufenen Sprößling, schon im voraus mit einer gewissen Ehrfurcht umging. Wurden beide zu einem festlichen Mahl eingeladen, setzte der Vater stets den Sohn auf den ihm angebotenen Platz und sagte: „Dir geziemt er, Junge, nicht mir. Du hast als mein Sohn schon einen Ahnen mehr als ich."

Valentin wuchs in dieser albernen Schule der Prahlerei und abenteuerlichen Begierden heran. Zwischen lärmenden Gläubigern und an Beispielen väterlicher Windbeuteleien erlernte er bald, daß sich der Löwe oft zu einem Fuchsen wandeln muß, will er sich aus der Drangsal erretten. Im übrigen wurde ein hübscher Bursche aus ihm, bei dem die Liebe wirklich auf glühenden Kohlen stand, und der auch alsbald die Herzen der Damen des Komitats erobert hatte.

„Er hat zuviel Blut," sagten die Jungen im Komitat. „Man muß ihm zur Ader lassen!" ... Es ging aber umgekehrt. Und die Frauen liebten ihn nur desto mehr.

Abraham schaute dem rohen Toben eine Zeitlang zu, ja er ergötzte sich sogar daran. Zuletzt wurde es ihm aber doch zuviel. Er zitierte seinen Sohn zu sich und fuchtelte zornig mit der Hundspeitsche herum. „Nun, Junge, was wird, spielen wir um Bohnen oder Gold? Zum Kuckuck mit diesem Leichtsinn! Die Komödie hat ein Ende, sage ich! Ich habe dich dazu erzogen, daß du den alten Glanz unserer Familie wieder herstellst, und nicht

dazu, um deinen Bauch nur so in den schönen hellen Sonnenschein hinauszurecken. Auf was wartest du noch? — Kein Fleckchen Erde ist mehr von unserem alten Besitz vorhanden, statt Weizen wachsen nur Schulden, in kurzem wird man uns sogar das Dach wegtragen."

„Aber was soll ich denn beginnen, Vater?"

„Schockschwerenot, das fragst du noch? Arbeiten sollst du!"

Der Sohn blickte den Vater an und erriet seine Gedanken. „Gut," sagte er, mit der Schulter zuckend, „ich werde heiraten."

„Das ist ein Anfang zu redlicher Arbeit. Wo willst du aber heiraten, hier in diesem Bettlerkomitat? Selbst wenn du sämtliche Fräuleins zur Frau nehmen würdest, könntest du dir von ihrer Mitgift nicht einmal für eine einzige Pfeife Tabak kaufen."

Valentin überlegte.

„Überlassen Sie es nur mir, Vater. Es wird sich schon irgend ein reiches Mädchen in mich verlieben."

„Ich verlasse mich aber nicht darauf! Es erweckt mir gar nicht den Eindruck, daß du etwas erreichen wirst."

Der Sohn bekam die Mahnungen satt; er war nun doch fünfundzwanzig Jahre alt. Trotzig stampfte er mit dem Fuß. „Wetten wir, daß ich mein Ziel erreichen werde!"

„Wohin willst du gehen?"

„Weit, lieber Vater. Ich habe gehört, wo die reichsten Mädchen den Sommer zubringen. Eine vornehme Ausstaffierung und Kleingeld gehören aber dazu."

Abraham schien nicht ohne weiteres überzeugt, begann aber sich an seinem Sohn trotzdem von neuem zu ergötzen.

„Du sollst das Kleingeld haben, aber die Ehe muß auf

Termin geschehen! Vier Monate Zeit haben mir die Hyänen gegeben."

Valentin zögerte nur einen Augenblick.

„Gut," sagte er dann bestimmt, „innerhalb vierer Monate führe ich das Millionenmädchen heim."

„Du mußt aber auch halten, was du versprichst."

„Hier meine Hand."

Der Alte schlug kräftig ein.

Nach diesem Handschlag fragte Abraham seinen Sohn nicht mehr, wohin er reisen wolle. Es ist seine Sache, dachte er. Nun rief er seine „Hyänen" zu einer großen Beratung zusammen, und man sagt, die Gläubiger selbst waren es, die Valentin in Erwartung seiner zukünftigen Millionen zu seinem Auftreten im Ausland die vornehme Ausstaffierung und das nötige Kleingeld zur Verfügung stellten. Nach einigen Wochen stieg Valentin als englischer Dandy gekleidet in einen vierspännigen Wagen. Prächtig sah er aus.

„Wo fährst du denn nun hin, mein Sohn?" fragte der Alte im letzten Augenblick.

Gut gelaunt rief Valentin: „Sie wissen ja ohnehin nicht, wo der Ort liegt, Vater. Wenn Sie es aber durchaus wissen wollen, nach Baden-Baden. Gott segne Sie!"

Baden-Baden war Anfang der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts der am besten besuchte Badeort Europas. Unzählige reiche Fremde pilgerten nach dem anmutigen Oostal, zu der wunderwirkenden „Ursprungsquelle". In den berüchtigten Sälen der Spielbank trafen sich die abenteuerlichsten und elegantesten Kavaliere. Mit diesen Glücksrittern zu konkurrieren, muß also wahrlich schwer gewesen sein, und dennoch, wenn wir die Chronik der damaligen Saison lesen, finden

wir, daß dort „der ungarische Nabob, Monsieur Valentin de Choltay" die erste Rolle des Modekönigs gespielt hat.

Wie hat dies Herr Valentin zustande gebracht? — Vor allem dadurch, daß er nicht lange ein Neuling blieb; die Spielbank blendete ihn nur so lange, bis er nach einigen märchenhaft glücklichen Nächten zu verlieren begann, dann ging er nicht mehr hin und schaffte sich vom Gewinn eine zweite, derart vornehme Ausstaffierung an, daß sich schon nach einigen Tagen alle Gäste Baden-Badens nach ihm umwandten. Schön war sein englischer Wagen, schön sein Reitpferd, am allerschönsten war aber doch er selbst: ein vollkommener Pariser „Löwe", aber nicht einer von der sentimentalen Art, nein, einer mit blitzenden Augen, der in ein Geheimnis gehüllt umherging.

Romantisch war die Welt damals gestimmt, und die rasch ohnmächtig und melancholisch werdenden Töchter staunten Valentin auf der Promenade des Weltbades nur so an. Wer ist dieser orientalische Nabob? Was mochte er wohl für einen heimlichen Kummer haben, daß er sich mit ihnen gar nicht in ein Gespräch einließ? Und bald umwucherten pilzartig die Legenden den Sohn Herrn Abrahams: wie reich er sei, wieviel Schlösser und Güter er besäße, dort irgendwo weit in den Wildnissen des Balkans oder in Ungarn ...

Wenn das der alte Choltay gehört hätte, wie erstaunt würde er gewesen sein.

Auch Valentin vernahm solche Reden. Er bekräftigte zwar seinen Nabobsruf nicht, doch fiel es ihm nicht ein, seine Balkangüter zu verleugnen. Er wußte, was er wollte. Einstweilen schaute er die reichen Mädchen gar nicht an. Er schlug sich wegen irgend einer Schauspielerin mit einer Menge russischer, französischer und englischer

Kavaliere. Als er nach diesen Siegen seinen Ruhm für vollständig ansah, dann erst wendete er sich den reichen Mädchen zu. Er besuchte den glänzendsten Ball der Saison im Konversationshaus.

Es war dies ein herrliches Fest. Die Mitglieder der großherzoglichen Familie erschienen, und selbst diesen Prinzessinnen fiel es auf, als der ritterliche Valentin de Choltay in den Saal trat. Die Mädchen steckten die Köpfe zusammen. Nur Valentin allein schien übler Laune zu sein. Als er so — sich scheinbar um nichts kümmernd — die schon im voraus ausgesuchten reichsten Mädchen betrachtete, dachte er mit philosophischer Ruhe: Woher kommt es, daß die schönen Mädchen alle arm und nur die häßlichen reich sind, sogar je häßlicher, desto reicher? Diesen Erbinnen sollte er nun den Hof machen? Das wird eine lange Reihe sein! Dort eine englische Lady, wie eine Leiter oder ein dürrer Stengel, dort wieder die holländische Millionärin mit einem Käsegesicht und dort die Tochter eines bayerischen Bierkönigs mit einem Kopf wie ein Knödel.

Valentin dachte sich: Zum Kuckuck, Mut und Kunst gehört dazu, diesen da Liebe zu gestehen. Es muß jedoch sein, das ist gewiß, aber warum gleich auf der Stelle? — Hol's der Geier. heute habe ich noch Urlaub, und ich werde meiner Lust freien Lauf lassen. Morgen werd' ich mich an die Arbeit machen, heute will ich mich aber noch unterhalten. Damit richtete er sich fröhlich empor, und nun betrachtete er schon mit anderen Augen die Mädchen im Ballsaale. Jetzt suchte er unter ihnen nicht mehr nach den Häßlichen, sondern nach den Schönen. Und er zögerte nicht lange mit seiner Wahl.

Es war ihm schon vorher ein einsam sitzendes, liebliches kleines Mädchen in einer Ecke des Saales aufgefallen.

Sie war keine blendende Schönheit, sondern nur ein Aschenbrödel mit feinem Wuchs, staunendem Gesicht und blauen Augen, in denen zuweilen eine neckische Schelmerei aufleuchtete. Lieb stand ihr die Tracht der romantischen Zeit: ihr in der Mitte gescheiteltes blondes Haar senkte sich in reichlichen Büscheln auf ihre Schläfen, auf dem Kopfe trug sie eine große Masche und einen großen Puff auf ihrer verschämten nackten Schulter, und dann waren Bänder an ihr überall, um ihren Hals geradeso wie um ihr kurzes Kleidchen. Selbst die Schuhe waren mit Bändern um ihre mit weißen Strümpfen überzogenen Knöchel gebunden. Sie saß dort mit gut erzogener Bescheidenheit und blickte nur zuweilen auf ihre an ihrer Linken wachende verwelkte Tante oder auf den an ihrer Rechten stehenden vierschrötigen alten Mann, der offenbar ihr Vater war. Diese Gestalt wirkte ein wenig düster und schreckhaft; das rasierte Gesicht verriet große Strenge, und auch sein Backenbart krümmte sich in kriegerischen Borsten unter dem Kinn. Er richtete sich in einem fort das Augenglas und prüfte mit unerbittlicher Gründlichkeit selbst die lächerlichsten Tänzer. Neugierig betrachtete Valentin die Gruppe. Die Kavaliere bemühten sich um die häßlichen Erbinnen und überließen dies kleine Geschöpf sich selbst. Gewiß nur darum, weil sie arm ist. Nun, wenn die Dinge so stehen, dachte Valentin, dann könnte ich mich mit diesem Aschenbrödel befassen und die Kleine zur Ballkönigin erheben. Die Partiejäger mögen nur den häßlichen Mädchen den Hof machen; wenn es sein muß komme ich ihnen doch noch zuvor.

Entschlossen ging er auf das auserwählte Mädchen zu. Unterwegs erkundigte er sich da und dort, aber niemand kannte das Aschenbrödel. Ein russischer Baron

hatte gesehen, wie die Familie heute früh in Baden-Baden angekommen war.

Valentin verbeugte sich vor dem Fräulein. Der puritanische Vater prüfte ihn durch seine Augengläser so stechend, als ob er ihn einem Käfer gleich auf eine Nadel hätte aufspießen wollen, zuletzt konnte er sich aber doch nur freuen, daß seine Tochter einen Tänzer bekam. Und noch dazu den schönsten Kavalier, dachte das errötende Mädchen, und mit überraschter Freude begann sie sofort mit ihm zu tanzen.

„Redowa" wurde gerade getanzt. Das schöne Paar fiel sofort auf, ritterlich tanzte der Ungar, und namentlich jetzt wollte er sich zeigen. Man begann sie zu betrachten, und diese Aufmerksamkeit wuchs noch unter der „Ekossaise". Da setzten auch die Töchter des Großherzogs ihre Lorgnons auf. Als aber der stampfende „Krakowiak" folgte, da verwandelten sich alle Ballgäste in Zuschauer. Nach dem Tanz ging ein Murmeln des Staunens durch die Reihen.

Die beiden plauderten während der Pausepromenade lebhaft miteinander. Das Mädchen hieß Lottchen; sie erzählte, daß sie eine Hamburgerin sei, ihre Mutter lebe nicht mehr, und sie seien nun zu kurzem Aufenthalt mit Papa nach Baden-Baden gekommen. Nicht eine Seele kenne sie hier. Der Papa sei so strenge, er wollte sie kaum hierher auf den Ball führen. Als junge Frau habe sich die Mama auf einem solchen Ball erkältet. Die Mama sei eine Polin gewesen, und der Vater fürchte wohl auch für seine Tochter die polnische Fröhlichkeit. Und ein wenig Fröhlichkeit sei doch so gut. Sie liebe so sehr den Tanz und namentlich die Musik. Sie singe auch ein wenig, auch die melancholischen Lieder Schuberts liebe sie, und dann gäbe es auch einen neuen, noch unbekannten Kom-



positeur namens Chopin, dessen Masurkas fände sie schön.

All dies plauderte das kleine Mädchen mit bürgerlicher Einfachheit, ungesucht bescheiden, und währenddem blickte sie zuweilen lange auf Valentin. So lange blickte sie auf ihn, bis sie endlich mit ihrer Rede ins Stocken geriet. Der Jüngling hatte sprechen wollen, aber auch er konnte nicht. Seine erste, glückselig verlegene Minute war dies, während der sie von den schwärmenden Tönen der Musik süß berauscht wurden.

Valentin vergaß alles: den Zweck seiner Reise, die Gläubiger, die häßlichen Millionärstöchter. Freudetrunken dachte er nur daran, daß sein Herz allein für dieses liebliche Aschenbrödel poche. Es durchzuckte zwar sein Gehirn der Gedanke, daß dieses Mädchen arm sei, aber dann warf er den Kopf nur desto unbändiger empor. Ach was! er stellte sich dem Schicksal in den Weg, irgendwie wird es schon werden, denn ganz verlassen hatte es ihn noch nie.

Mit einer unwillkürlich schützenden Bewegung faßte er Lottchens Hand, ihre Finger berührten sich, und als sie einander wieder ansahen, da verstanden sich auch schon ihre Augen, da waren sie schon nicht mehr zu zweien, sondern zu dritt, zusammen mit der süßen Liebe. Plötzlich war sie gekommen, sie selbst erschraken davor.

Es folgte der Lancier. Was kümmerte sich Valentin außer seiner Ballkönigin um andere. Er bemerkte gar nicht, was während der Zeit vor sich gegangen war. Die Partiejäger wendeten wie auf Befehl den Millionärstöchtern den Rücken, sie blickten neidisch nur auf Lottchen und machten scharenweise ihrem Vater den Hof. Der strenge alte Herr konnte sich ihrer kaum erwehren, um nach dem Tanze das Mädchen zum Gehen aufzufordern.

Lottchen konnte dem Jüngling nur zuflüstern: „Wir sehen uns wieder, nicht wahr?“ Dann verschwand sie am Arme ihres Vaters. Valentin erwachte aus seinem Taumel und dachte: Zur Ballkönigin habe ich dies arme Aschenbrödel erhoben, aber bei Gott, ich habe mich auch verliebt.

Wie er aufblickte, bemerkte er einige von den Partiejägern, die ihn mit scheelsüchtigen Blicken umstanden. Einer sagte: „Sie haben uns richtig abgetrumpft.“ — „Wir gratulieren!“ riefen ein paar andere.

„Aber wozu denn, wenn ich bitten darf?“

„Sie haben eine Eroberung gemacht.“

„Das ärmste Mädchen, nicht wahr?“

„Das reichste!“ riefen die Kavaliere, „Lottchen Werner.“

Valentin schaute sie staunend an. „Wieso? — Ich kannte nicht einmal ihren Namen.“

„Wir haben ihn ja auch erst jetzt erfahren. Ihr Vater ist der vielfache Millionär Hermann Werner, der Hamburger Zucker- und Kaffeekönig. Aus seiner Tasche kann er alle anderen hiesigen Erbinnen ausbezahlen. Sie haben Glück, Monsieur de Choltay, wir gratulieren!“

Valentin konnte aus seinem Staunen auch am nächsten Morgen kaum zu sich kommen. Er betastete sich, er glaubte nicht seinen Sinnen. Dies ist doch ein wahres Märchen. Er tanzt mit einem Aschenbrödel, erhebt das liebe Geschöpf zur Ballkönigin, und indem er sich in sie verliebt, wird aus dem armen Fräulein eine Millionärstochter. Ist dies zu glauben? — Verliebt rief er die Ballereignisse in sein Gedächtnis zurück, anbetend dachte er an sein kleines Lottchen. Wie er aber zu der Erklärung der Partiejäger gelangte, da sah er sie kaum mehr vor den um ihn herumwirbelnden Millionen.

„Auch kein Unglück!“ brach endlich seine Freude aus; „bei uns bleibt alles beim alten, dies viele Geld soll ihr nicht im geringsten schaden. Da wäre ja mein Ziel ungesucht erreicht.“ Fröhlich sagte er zu sich selber: „Zu diesen Millionen bin ich wirklich ja nur zufällig gekommen.“

Richtig war es wohl, Hermann Werner besaß Millionen. Aber der Erfolg war für Valentin deshalb noch nicht im entferntesten gesichert. Er ahnte, daß er noch vor großen Kämpfen stehe, und täuschte sich auch nicht.

Am nächsten Tage wußte jeder, wer dieser einfache Vater sei, und die Baden-Badener goldene Jugend nahm den Salon der Familie Werner im Sturm ein. Lottchens Augen leuchteten aber erst dann auf, als sie Valentin eintreten sah. Sie begriffen rasch das Gefährliche der Lage und schlossen mit flüsternden Worten ein enges Bündnis gegen die ganze Welt. Lottchen fürchtete sich vor ihrem Papa, sie sah, daß sich der alte Herr fortwährend das Augenglas richtete und die Ehekandidaten mit unerbittlicher Objektivität prüfte. Wenn er ihr irgend einen anderen aufzuzwingen suchte? Große Vorsicht war nötig, und deshalb weihte sie alsbald auch ihre Tante in das Geheimnis ein.

Valentin mußte lange Wochen hindurch kämpfen, gegen die Rivalen geradeso wie auch um die Gunst des mit stechenden Blicken beobachtenden Vaters. Doch er biß und duellierte die zudringlichen Kavaliere von Lottchen fort. Anfangs begleiteten ihrer zwanzig das gefeierte Mädchen bei Ausflügen, später sank die Zahl der Bewerber auf einen herab. Nur mit dem alten Werner ging es schwerer. Er betrachtete das Aufgedonnerte des „balkanischen Nabobs“ mit einem gewissen Mißtrauen, er beargwöhnte diesen Modekönig, von dessen Schlössern

und Gütern man sich so viel erzählte. Trotzdem äußerte er kein Wort; er wartete.

Ängstlich warteten auch die beiden jungen Leute. Doch eines Tages, als der siegreiche Valentin die Familie allein nach Hohenbaden begleitete, da hielten sie es nicht länger aus. Der Jüngling umarmte zwischen den Ruinen das Mädchen, und ihre Lippen fanden sich in einem langen Kuß.

„Du gehörst mir!"

„Ewig dir!" flüsterte Lottchen.

Die Gegend lag so schön vor ihnen, bis nach Speier und Straßburg war das wildromantische Rheintal zu sehen. Als sich das verliebte Lottchen an ihn schmiegte, sagte Valentin voll Feuer: „Ungarn ist schöner! Mein Herz, dorthin komme mit mir, werde meine Frau."

Der Würfel war gefallen, Valentin mußte mit dem Vater sprechen. Zuerst forschte Tante Amalie bei ihm nach, doch der Alte wollte sie nicht anhören. Dann ging Lottchen zu ihm und weinte.

Valentin begriff, daß entweder jetzt oder nie der Augenblick gekommen sei, wo er sich auf der Höhe zeigen müsse. Im blauen Frack und einer Nankinghose, mit einem neuen Bolivarhut trat er vor den Millionenpapa und hielt, wie es sich gebührt, ergebenst um die Hand der Tochter an.

Der alte Werner hörte seiner Ansprache mürrisch zu. Immer tiefer und tiefer versank sein borstiges Kinn hinter seinem Vatermörder.

„Ich kenne Sie nicht, Herr von Choltay," begann er endlich, „Sie lieben meine Tochter, und wie es scheint, werden auch Sie geliebt. Ich habe keinen Grund, an der Herzlichkeit Ihrer Gefühle zu zweifeln."

„Darf ich also hoffen?"

„Nur langsam, Herr von Choltay! Ich kenne Sie

nicht. Ich kenne aber mich und weiß, daß ich ein solider Geschäftsmann bin. Ein gründlicher deutscher Kaufmann. Die Liebe kann eine Poesie sein, doch die Ehe ist unbedingt ein ernstes Geschäft. Jetzt frage ich Sie: Was für eine Garantie können Sie mir dafür bieten, daß Sie ein ernster, arbeitsfreudiger Mann sind, und daß Sie meine Tochter vom materiellen Standpunkte aus glücklich machen werden?"

„Aber ich bitte ..."

Der alte Werner winkte ihm, zu schweigen.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr von Choltay. Ja, hier wird viel von Ihren Schlössern und Gütern gesprochen. Ich glaube gern, daß diese Güter auch tatsächlich bestehen, daß selbe schön und prächtig sind, ich bin aber außer diesem meinem Glauben auch noch ein vorsichtiger und besorgter Vater."

Er hob seinen knochigen Zeigefinger: „Ich will diese Güter sehen!"

Valentin erschrak, aber er beherrschte sich.

„Ja, ich wünsche diese Güter zu sehen. Ich willfahre dem Wunsche meiner Tochter, aber nur unter der Bedingung, wenn ..."

„Ganz nach Ihrem ..."

„Nur ruhig, Herr von Choltay! Also! Nur unter der Bedingung, wenn wir jetzt zusammen nach Ungarn reisen, und wenn Sie uns dort wenigstens eines Ihrer Schlösser und Ihrer gut ausgerüsteten Güter zeigen."

Valentin begann zu schwitzen, und der neue Bolivarhut fiel ihm fast aus den Händen. Was sollte er nun beginnen? Sollte er zornig werden und protestieren? Erschrocken schaute er den Alten an.

„Reisen wir gleich auf der Stelle?" brachte er endlich stotternd hervor.

„Wenn es beliebt, können wir morgen mittag abreisen. Ich weiß, junge Leute sind ungeduldig."

„Nun ja, freilich. Bitte, ganz nach Ihren Wünschen. Ich werde mich glücklich schätzen, Sie bei mir zu sehen. Ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß Ungarn sehr weit entfernt ist. Sie sind schon ein älterer Herr, und die Wege sind leider so schlecht."

„Oh, ich danke für Ihre liebe Teilnahme," sagte der alte Werner aufstehend, „aber meiner Tochter — das heißt Ihnen zuliebe tue ich es gerne."

„Sie machen mich unendlich verbunden!"

„Bitte, bitte! Morgen mittag reisen wir per Wagen nach Wien, wo ich ohnehin geschäftlich zu tun habe. Lottchen werde ich dann dort bei Verwandten lassen, und wir beide werden weiterreisen, um Ihre Schlösser und Güter zu besichtigen. Nur so pro Forma. Auf Wiedersehen, Herr von Choltay!"

Der Blitz hat also eingeschlagen! Valentin sperrte sich in seine Wohnung ein und maß mit großen Schritten verzweifelt den Fußboden seines Zimmers. Dies, nur dies hatte ihm noch gefehlt! Der zukünftige Schwiegervater war neugierig; er wollte seine nicht vorhandenen Güter sehen. Aber zum Henker, was für ein Schloß oder Gut sollte er nun diesem gründlichen Mann zeigen? Denn halsstarrig war der Alte; der spaßte nicht. Etwas mußte man ihm zeigen. Hier gab es keine Rettung. Kam die Wahrheit ans Licht, dann gab's einen Landesskandal. Und wie würde er dann vor seinem Lottchen dastehen!

Valentin vergrub den Kopf in die Hände. Erst jetzt fühlte er, wie lieb ihm sein nichtsahnendes, liebliches Lottchen war. Die Liebe konnte aber hier nichts mehr helfen, hier mußte gehandelt werden, und zwar rasch,

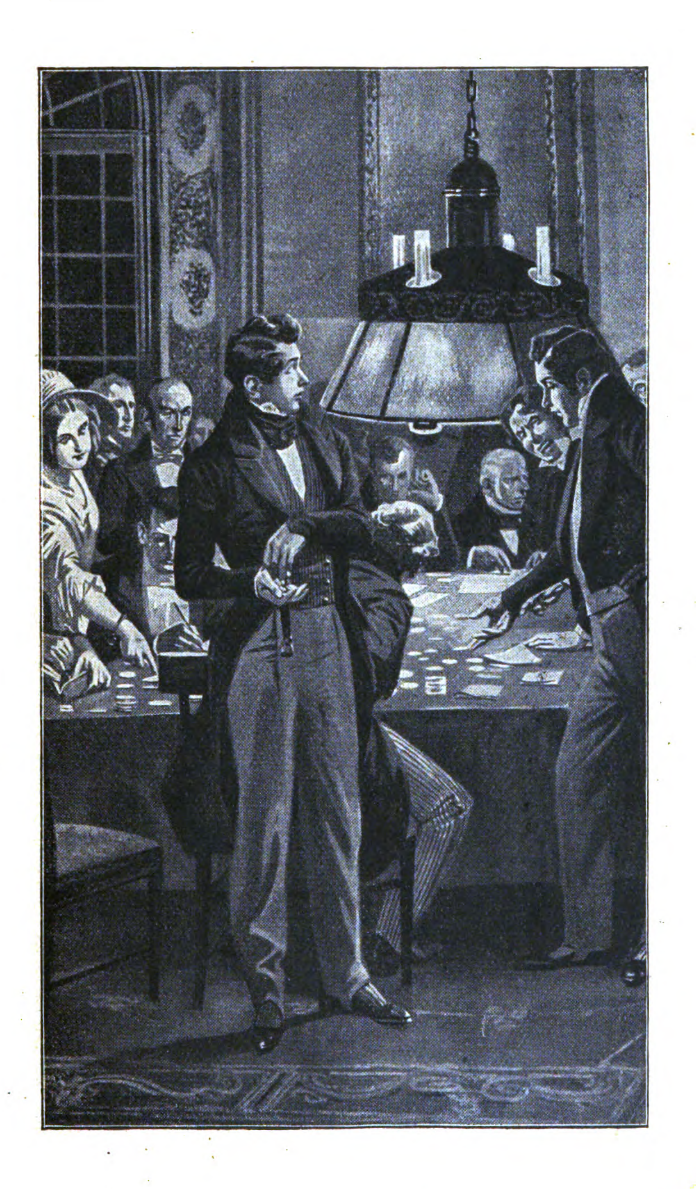
sofort! Was sollte er aber beginnen? Mit neidischer Bitterkeit dachte er an seinen Vetter, den reichen Grafen Christoph. Wenn von den fünf Gütern und Schlössern, die der besaß, auch nur ein einziges ihm gehören würde! Er sprang auf. Grübeleien verderben nur das Blut.

Eine Minute kam, wo er nach seiner Pistole griff; dann packte er aber trotzdem lieber den Hut und ging in die Säle der Spielbank. Er beschloß, alles aufs Spiel zu setzen. Vielleicht gewann er in der Nacht doch noch ein Gut zusammen.

Unzählige Menschen befanden sich im Spielsaal. Valentin nahm schon seine Goldstücke hervor und wollte sich an den grünen Tisch setzen, als er überrascht zurückschreckte. Er betrachtete den neben ihm stehenden Kavalier und wollte nicht seinen Augen trauen. Nein, es konnte kein Irrtum sein: der mit dem Kavalier sprechende junge Auersperg nannte ihn. „Mein lieber Choltay." Es war sein Vetter Graf Christoph.

Die beiden standen dort und warfen mit lässiger Bewegung Goldstücke auf den grünen Tisch. Valentin, der den Verwandten seit seinem Kindesalter kaum gesehen, bemerkte erst jetzt, daß Christoph eigentlich nicht einmal solch ein hochmütiger Herr sei, wie er von seinem Vater oft beschrieben ward. Er schien ein stattlicher, gutmütiger Mensch zu sein. Valentin betrachtete ihn, und er erinnerte sich wieder einmal daran, daß sich der Löwe manchmal in einen Fuchs verwandeln müsse. Ein Gedanke durchzuckte sein Gehirn. Rasch entschlossen sprach er den reichen Vetter an.

Christoph freute sich aufrichtig über den Gruß des versöhnlichen Verwandten. „Wie geht's dir, was treibst du hier? . . ." Einige Augenblicke sprachen sie von gleichgültigen Dingen. Dann sagte der Graf: „Ich kam



nur zum Rennen her, morgen reise ich wieder nach Hause."

„Das kommt mir gerade gelegen," plauderte Valentin eifrig weiter.

„Wieso?"

„Ich möchte dich um eine große Gefälligkeit bitten."

„Aber bitte," sagte Christoph freundlich, „wir sind doch Verwandte! Was in meiner Macht steht, soll gern geschehen. Womit kann ich dir dienen?"

Valentin nahm sich zusammen.

„Weißt du was, Christoph? Leihe mir dein Vasa-Rever Schloß!"

Christoph wäre beinahe umgefallen.

„Was sagst du?" fragte er lachend.

„Leihe mir dein Vasa-Rever Schloß. Und auch das Gut dazu. Nur auf einige kurze Wochen."

Der Graf lachte noch immer. Valentin zog ihn in eine stille Ecke und erzählte ihm alles. Nicht nur die Glückseligkeit seines Lebens, sondern er erwähnte auch das seinem Vater gegebene Wort, die Familie zu retten.

„Mein Freund," endigte er, „dieser zukünftige Schwiegervater ist ein schrecklicher Mensch, er gibt nicht nach. Ich muß ihm irgend ein Schloß oder Gut zeigen, sonst gibt er mir seine Tochter nicht. Sieh, Christoph, es ist doch höchstens von einem Monat die Rede; wir könnten vielleicht auch die Flitterwochen noch dort verbringen."

„Aber dann? Was wirst du dann tun?"

„Das ist meine Sache. Ist Lottchen einmal meine Frau, dann fürchte ich des Alten Zorn nicht mehr, dann muß er seine Geldbörse öffnen."

Christoph gefiel der Gedanke, und nach kurzem Überlegen gab er dem Verwandten die Hand.

„Valentin, die Idee ist gut! Hier meine Hand, auf einen Monat leihe ich dir mein Basá-Rever Schloß und auch das Gut dazu. Ihr fahrt nach Wien, ich werde rascher daheim sein und einstweilen anordnen, daß man dich, wenn ihr hinunterkommt, als Gutsherr empfange."

Graf Christoph freute sich schon im voraus auf diese Komödie. Er fuhr geradeswegs nach Basa-Rev.

Ein herrlicher Besitz war das, eine Musterwirtschaft, das schönste Gut des jungen Grafen. Es war ein guter, saftiger Boden; darauf weideten Herden. Gestüte waren da und fünf Meiereien, die wenige ihresgleichen hatten: Saády, Törökmarthy, Abelszállás, Malomgát und Haláp. Ein Schloß befand sich auch dort, ein altes Barockpalais, inmitten eines Parkes, das seinerzeit Abel Choltay erbaut hatte. Seidenmöbel, Gemälde, Gobelins, Waffen waren genügend in den Salons. Und der Park war herrlich. Ein Gartentheater stand dort, nach Rokokoart, mit Rasenbänken und gestutzten Gebüschkulissen. Marmorstatuen umsäumten die Alleen.

Christoph blieb aber jetzt keine Zeit, sich daran zu ergötzen. Er ließ rasch seinen Direktor rufen, den alten Thomas Csonthy, seinen Verweser Gregor Tulok und seine Schaffner Peter Sáska, Emmerich Füles, Keserü und Bidra. Dies war aber noch nicht genug: er zitierte sämtliche Wirte, Roßhirten und Leute zu sich, er ließ bis zum letzten Feldhüter Andreas Modzag jeden herbeirufen. Als dann alle im Hof versammelt waren, sprach er zu ihnen: „Gebet gut acht, was ich euch sage. Von heute ab, einen Monat lang, nehmt es so, als ob ich gar nicht auf der Welt wäre. Von heute ab für einen Monat ist hier mein Verwandter Valentin Choltay der Gutsherr! Habt ihr verstanden? Wenn er kommt, empfanget ihn

als Herrn, erstattet ihm Tag für Tag Bericht. Und ich wünsche, daß kein Fehler begangen werde."

Nach einigen Tagen traf eine Nachricht aus Wien ein; Valentin schrieb, daß sie von dort abgereist seien. Herr Christoph besichtigte noch einmal die Meiereien, packte seine dort befindlichen Sachen zusammen und verschwand. Er begab sich nach seinem im Nachbarkomitat befindlichen Gute Szent-Remete, um die Ereignisse von dort aus zu beobachten.

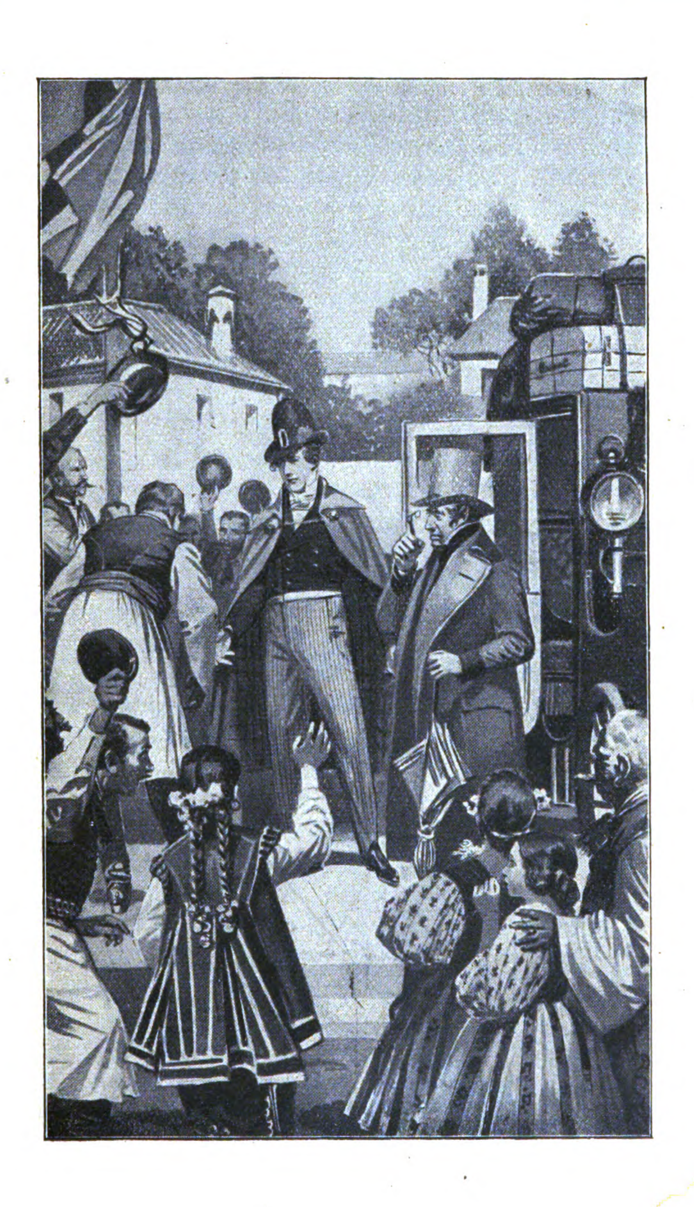
Der betagte Millionär führte unterdes Valentin in seinem vierspännigen Wagen mit Windeseile vorwärts. Der alte Werner betrieb alles geschäftsmäßig und wiederholte in seinem mürrischen Mißtrauen in einem fort: „Wahrlich, Herr von Choltay, ich bin recht neugierig."

„Ich nicht minder," dachte Valentin dazu, denn auch er war noch nie in Basa-Rev gewesen. Und er war besorgt, ob sie nicht irgendwie mit der Komödie aufsitzen würden. Als sie endlich dort anlangten, fiel ihm ein Stein vom Herzen. Es war alles in bester Ordnung, Thomas Csonth erwartete sie an der Spitze der Beamten mit einer Menge Roßhirten an der Grenze des Gutes, und von da an war ihr Weg ein Triumphzug. Zigeunerkinder schlugen Räder, und Mörser knallten nach allen Richtungen. Zwischen dem Gebüsch des Parkes spielten Zigeuner, vor dem Schlosse standen die schmucken Mägde in Reihen, drinnen aber im Marmorsaal wartete ihrer ein erlesenes Mahl.

Der alte Werner betrachtete staunend die Schätze des Schlosses.

Valentin winkte dem Thomas Csonth: „Es geht prächtig. Sie haben es sehr gut gemacht, Thomas. Nur dann, wenn es nötig sein wird, flüstern Sie mir zu, denn ich war noch nie hier."

„Belieben Sie es nur mir zu überlassen. Vorläufig



dürfen wir den Herrn aus dem Staunen nicht zu sich kommen lassen."

Nach den guten starken Hegyaljaer Weinen folgte noch Tokaier, und als es finster wurde, kam der Fackelzug, der Bauernball und die Illumination. Der ernste Mann begann zahm zu werden, und nach Mitternacht geriet er so gründlich aus der Fassung, daß ihn einige junge Bäuerinnen sogar zum Tanz führten. Die Roßhirten schauten ihm lächelnd zu. Andreas Modzag aber sagte: „Armer deutscher Gevatter, möge er auch einmal lustig sein!"

Wie ein Kind legte man ihn zu später Stunde in eines der alten Prunkbetten.

Die richtige Überraschung brachte aber erst der nächste Tag. Der alte Werner war ein gewitzter Bursche. Am anderen Morgen hatte er seinen Taumel ausgeschlafen und prüfte alles mit seinem scharfen Augenglas. Als sie nach dem Frühstück auf die Veranda traten, fragte er Valentin, wieviel Joch groß sein Gut sei. Valentin geriet ein wenig in Verlegenheit; er suchte mit den Augen Thomas Csonth, doch fand er sich alsbald zurecht, und die Arme gegen den Horizont ausstreckend, sagte er: „Weiß Gott, wieviel Joch — keiner meiner Großväter hat es gewußt. Bei uns wird das nicht so nach Klaftern kalkuliert. Wie weit Sie sehen können, ist alles Choltaysches Gut."

„Wirklich?"

„Ja, belieben zu wissen, ich werde erst von jetzt an fleißiger sein, bisher habe ich mich wahrlich nicht viel um die Wirtschaft gekümmert. Aber trotzdem ist, wie Herr Werner sich überzeugen können, alles in schönster Ordnung, nicht wahr?"

Es war auch wirklich alles in schönster Ordnung, denn

gleich darauf kamen die Schaffner Gregor Tulok und die Förster, um Bericht zu erstatten. Valentin verstand nicht viel von den Meldungen, der alte Werner noch weniger, doch die Disziplin gewahrend, begann er immer zufriedener zu werden. Das mit Bändern geschmückte Viergespann fuhr vor, und sie begaben sich mit einer ganzen Wagenreihe in die Wirtschaft hinaus.

Und sie begingen das Gut, die Meiereien und die Weiden von früh bis Abend. Und auf jeden, Beamten oder Magd, vom Schaffner bis zum Knecht, auf alle erstreckte sich diese gründliche Untersuchung. Denn den alten Werner konnte man nicht betrügen. Das war ein wahres Examen, und Valentin wäre beim Vernehmen dieser fachgemäßen Fragen mit seiner Rolle beinahe aufgesessen. Er stieß in einem fort die Herren Tulok, Keserü und Vidra: „Potz Element, flüstern Sie mir doch zu!"

Und das war nötig, denn der alte Werner nahm alles so genau und gründlich wie möglich.

„Der Alte versteht sich darauf," flüsterte der Schaffner Füles den anderen zu.

„Der zählt scharf," brummte Peter Sáska, „selbst die Flöhe auf dem Wolfshund."

Dem betagten Millionär war aber auch bald anzusehen, daß ihm das Gut immer besser und besser gefiel. Er äußerte zwar nicht ein einziges lobendes Wort, nur als sie nach Hause kamen, klopfte er Valentin auf die Schulter: „Sehr gut, Herr von Choltay! Sehr gut!"

„Also . . .?"

„Ja, Sie bekommen meine Tochter; jetzt bin ich einverstanden."

Nun ging alles rasch vorwärts. Noch schönere und flinkere Pferde trugen Valentin und den alten Werner nach Wien zurück, und dort konnte endlich der junge

Choltay sein Lottchen auch vor ihrem Vater in seine Arme schließen. Die Trauung fand bald statt, und Valentin durfte nun seine Frau „nach Hause", in das geliehene Schloß, führen.

Und dann gab es in Basa-Rev noch einmal festliche Tage. Alles war noch schöner, und man begeisterte sich noch mehr als das erstemal; warum auch nicht, empfing man doch jetzt nicht den Vater, sondern seine Tochter, eine junge Frau zu glücklichen Flitterwochen.

Sie waren glücklich, unaussprechlich glücklich. Ihre Liebe zauberte einen wahren Frühling in den welkenden Basa-Rever Herbst. Wie im Traum entschwebten die Tage; leider vergingen sie allzu rasch. Traurig dachte Valentin bei jedem Kuß, daß es nur mehr eine Frage von Tagen sei, wann dies poetische Leben ein abscheuliches Ende finden müsse. Er begann sich zu sehr in sein glänzendes Heim hineinzufinden, auch schon deshalb, weil das arglose Lottchen dort so glücklich war und sich in dem Schloß immer besser einzurichten begann. Und das goldige Weibchen entzückte jeden. Mit Freude lernte sie die Sprache ihres Mannes und hing mit großer Liebe an jeder Scholle des Gutes. Mit der von ihrem Vater geerbten klaren Entschlossenheit kümmerte sie sich nicht nur genau um die Haushaltung, sondern auch um die Bewirtschaftung der vielen tausend Joch. Sie begann auch schon praktische Pläne zu fassen, und allabendlich bei ihrem Manne sitzend, plauderte sie darüber mit ihm. Nicht nur im Schloß sollte manches erneuert, auch hier und dort sollten neue Wirtschaftsgebäude errichtet werden.

Valentin hörte traurig zu. Armes Lottchen! Wie mußte die abscheuliche Enthüllung auf sie wirken? — Er sinnierte aber vergebens. Die Zeit war bald um, und

er konnte nicht mehr länger warten. Am letzten Tag schloß er sich in ein Zimmer ein und schrieb an Christoph nach Szent-Remete:

„Lieber Vetter! Die Frist ist abgelaufen, und ich will Dir nun mit schuldigem Dank das geliehene Schloß zurückgeben. Wir waren glücklich hier, und meine Frau hat es liebgewonnen. Um aus der Klemme zu kommen, habe ich mir daher ausgedacht, wie ich Basa-Rev auf begreifliche Weise loswerden könnte. In drei Tagen wird hier ein großes Fest stattfinden, mein Vater und mein Schwiegervater werden auch da sein, komme auch Du bestimmt. Ich will, daß alles öffentlich und vor ihnen geschehe: wir beide setzen uns zum Kartenspielen, und ich werde so spielen, daß ich an Dich das Basa-Rever Schloß samt dem Gut verliere."

Als der berittene Bote mit dem Brief davongejagt war, umarmte Valentin seine Frau und sprach von dem geplanten Fest. „Mein Herz, einen lieben Vetter von mir habe ich auch eingeladen, Graf Christoph Choltay wird uns besuchen. Sei lieb zu ihm!"

Vier Tage später brach jener berühmte „närrische Tag" an, den man nachher in der Choltay-Familie so oft erwähnte. Das geliehene Schloß füllte sich mit Gästen. Einige eingeweihte gute Freunde waren dort. Aus Wien war der nun fortwährend lächelnde Schwiegervater gekommen, und auch der nicht wenig überraschte Abraham Choltay war aus seiner Höhle hervorgekrochen. Als letzter traf Graf Christoph ein. Lottchen eilte ihm freudig entgegen; sie gehorchte dem Wunsch ihres Mannes, als sie als Hausfrau den lieben Vetter freundlich empfing.

„Willkommen bei uns," sagte sie mit aufrichtiger Freude, „es ist wirklich schön von Ihnen, daß Sie ge-

kommen sind, lieber Vetter. Sie waren vielleicht noch nie in unserem schönen Vasa-Rev?"

Der junge Graf ergötzte sich an dem schönen, blonden Weibchen. Lächelnd antwortete er: „O doch, ich war schon hier . . . einmal . . . früher."

Lottchen plauderte lieblich weiter, und Herr Christoph vermochte schon gar nicht mehr, seine Augen von ihr abzuwenden. Er hatte doch bis jetzt nicht geahnt, daß dieser Schelm Valentin eine so schöne Millionärin geheiratet habe. Dies war doch ein goldiger, reizender Engel. Für dieses liebe Geschöpf lohnte es sich schon, sich ein Schloß auszuleihen. Er betrachtete den Glanz ihrer Augen, ihren lieblichen Mund. Ihre Worte hörte er kaum.

„Gehen wir in den Park, lieber Vetter," schlug Lottchen vor.

Und während die eingeweihten Freunde den alten Werner unterhielten, Valentin sich aber mit seinem Vater in einen Winkel zurückzog, gingen die beiden zwischen den gestutzten Sträuchern des Parkes spazieren. Der Graf lauschte beinahe ergriffen den freudevollen Erklärungen Lottchens. Mit welch hohem Selbstgefühl zeigte sie die Schönheiten ihres Gartens. Diese kleine Frau war wirklich ein bezauberndes Geschöpf.

Während des Mahles wurden sie dann noch mehr befreundet. Nachmittags aber, als die Herren rauchten und politisierten, lud die junge Frau ihren Gast zu einer Spazierfahrt ein.

„Lieber Vetter," sagte sie, „ich werde Ihnen nun auch unsere schöne Wirtschaft zeigen."

Sie drückte nur noch einen Kuß auf die Lippen ihres Mannes, dann setzte sie sich neben Christoph in den Wagen, und sie fuhren davon.

Der Graf mußte wieder lächeln. Mit welch fachgemäßem Stolz zeigte sie ihm ihre Wirtschaft! Und von wieviel schönen und klugen Plänen ihr Köpfchen voll war!

„Sehen Sie, lieber Vetter, so wirtschaften wir. Es ist aber noch viel zu tun übrig. Hierher gehört ein neuer Stall, dorthin ein neues Haus für die Dienstleute. Dort muß ein Sumpf ausgetrocknet werden. Wissen Sie, ich bin hier eine neue und fremde Frau, ich liebe aber diesen Boden schon so sehr, als ob ich hier geboren wäre. Lieber Vetter, glauben Sie — ich würde sterben, wenn ich mich von unserem schönen Basa-Rever Schloß trennen müßte."

Christoph blickte das zarte Weibchen an. Dann wurde er ganz traurig.

Bald kam das Abendmahl, und dieses löste die Gemüter zur aufregenden Fröhlichkeit. Die eingeweihten alten Freunde gaben dem alten Herrn auch noch nach dem schwarzen Kaffee Wein zu trinken, Valentin aber rief in einem günstigen Augenblick Christoph von seiner Frau fort.

Und sie spielten die Komödie mit großer Geschicklichkeit. Sie setzten sich mit einigen Freunden scheinbar zufällig an den Kartentisch. Und eine Zeitlang spielten sie gleichgültig nur um kleine Münze. Lottchen kannte das Spiel nicht und achtete nicht darauf. Sie fühlte sich ein wenig müde, und gleichgültig wanderte sie von einer Gruppe zur anderen. Auf einmal bemerkte sie aber, als ob beim grünen Tisch die Aufregung wachsen würde, sie sah einen ganzen Berg Gold und Banknoten zwischen den Spielern angehäuft. Sie ging zu Valentin: „Um Gottes willen, spielt nicht so hoch!"

In diesem Augenblick rief sie aber sehr wichtigtuend

der alte Abraham zu sich. Er wußte, was er tat. Einige Kollegen tränkten drinnen den alten Hamburger mit Wein, jetzt vor dem großen Augenblick mußte man irgendwie auch Lottchen entfernen. Er führte sie unter dem Vorwand irgend eines geheimnisvollen Gespräches in die jenseitigen Säle des Schlosses. Dort sprach er aber so vielerlei ungereimtes Zeug, daß sie bald ungeduldig wurde. „Lassen Sie mich, Papa, ich fühle, daß mein Mann verliert!“

Damit eilte sie voll Unruhe in das Spielzimmer zurück. Auf der Schwelle stockte ihr der Atem: die Gäste umstanden in der beunruhigenden Stille mit stummer Aufregung das grüne Tischchen. Offenbar spielten jetzt nur Valentin und Christoph. Sie hörte sie sprechen, vernahm die halblaute Stimme ihres Mannes: „Also gegen das verlorene Sarádh steht Törökmarth und Abelszállás ...“

Lottchen verstand es zuerst nicht. Sie hörte nur das Mischen, das Rutschen der Karten. Dann durchlief auf einmal das Summen des Erschreckens die Reihen der Zuschauer.

„Du hast verloren,“ sagte Christoph.

„Valentin, was machst du, was hast du verloren?“ Sie lief hin; vermochte sich aber nur schwer durch die Umstehenden zu ihrem Mann Bahn zu brechen.

„Mein Engel, lasse mich!“ setzte ihr Gatte stumpf fort, „es steht Malomgát und Haláp gegen die vorherigen.“

„Valentin,“ rief Lottchen „um's Himmels willen, ich bitte dich!“

„Du hast verloren,“ murmelte der Graf wieder.

Valentin sprang auf.

„Es steht das Schloß mit allem gegen die vorherigen!“

Die junge Frau hörte bald nur noch stärkere Äußerungen des Erschreckens.

Dann sah sie ihren Mann mit verstörtem Gesicht aus dem Saal stürmen.

„Valentin, Valentin!"

Atemlos lief sie ihm nach. Sie erreichte ihn erst in der in tiefe Nacht gehüllten Novemberkälte des Parkes. Weinend fiel sie ihm um den Hals.

„Mein Lottchen," sagte ihr Gatte dumpf, „wir haben alles verloren, das Schloß und das Gut. Was wird dein Vater sagen, was wird aus uns werden? Ich werde gleich zurückkommen. Mein Herz, ich bitte dich, gehe du einstweilen hinein zu den Gästen."

Lottchen richtete sich plötzlich empor.

„Ich gehe," sagte sie dann bestimmt.

Und sie eilte auch hinein, aber nicht zu den Gästen, sondern sie lief in ihr Zimmer und nahm aus dem Kasten die von ihrem Vater erhaltene große Hamburger Börse. Sie ging damit geradeswegs in das Spielzimmer und legte selbe auf den grünen Tisch. Der junge Graf stand noch immer dort und sprach leise mit den Herren. Er blickte beim kriegerischen Auftreten des Weibchens staunend auf.

„Nun, lieber Vetter," sagte Lottchen, den Kopf trotzig emporwerfend, „mein Mann hat alles verloren, hier bin aber auch ich! Jetzt setzen Sie das Spiel mit mir fort! Wie geht dieses Hasardspiel?"

Wie lange mochte Valentin draußen im Dunkel des Parkes geblieben sein? Fünf Minuten, eine halbe Stunde oder anderthalb Stunden? Er wußte es nicht. Er spielte die aufregende Komödie zu Ende, doch die Glut seiner Rolle riß in ihm den Schauspieler mit sich fort, und jetzt bedauerte er Basa-Rev wirklich so, als ob er es wahrhaftig verloren hätte. Wie traurig war es auch, das ge-

liehene Schloß verlassen zu müssen! Sie hatten sich so eingewöhnt, waren dort so glücklich gewesen. Das Schlimmste kam aber erst noch. Wie würde sich der alte Werner zu diesem Unheil stellen? Herumstolpernd besann er sich vergeblich, als er vom Schloß her auf einmal das Gejohle des alten Abraham vernahm: „Valentin, wo bist du? Komme rasch, sieh nur, was deine Frau treibt!"

Doch Valentin ging weiter in der Dunkelheit spazieren und grübelte nach.

Nach kurzer Zeit vernahm er wieder die Stimme des Alten: „Mein Sohn, hörst du, so komm doch! Deine Frau gewinnt!"

Der junge Choltay blickte auf.

„Eine Teufelsfrau ist das! Sie gewinnt das Gut zurück!"

Valentin traute seinen Ohren nicht. Was war das für ein dummer Witz?

Er lief die Treppe hinauf, geradeswegs in das Spielzimmer. Betroffen blieb er einen Augenblick stehen; die vorherige Gruppe drängte sich um den grünen Tisch, Christoph saß auf dem gleichen Stuhl, ihm gegenüber seine Frau und hielt die Karten in der Hand *. Der Graf blickte zuweilen lächelnd die junge Frau an; er schien aber trotz seiner gefaßten Haltung auffallend blaß. Lottchens Wangen waren ein wenig gerötet; sie hielt bestimmt, energisch die Bank. Valentin hörte es an ihrer Stimme, daß sie gewann.

„Bitte," sagte Lottchen unerbittlich, „die Sätze nur so, wie sie Valentin gesetzt hat!"

„Gut denn: Törökmarth und Abelszállás ..."

---

* Siehe das Titelbild.

„Sie haben verloren, lieber Vetter!"

„Aber Christoph," rief Valentin, „bist du verrückt? — Lottchen, steh auf!"

„Lasse mich!" wehrte der Graf ärgerlich ab. „Ich habe noch nie so andauerndes Pech gehabt. Es stehen Malomgát und Haláp."

„Lieber Vetter, Sie haben wieder verloren!"

Christoph sprang von seinem Stuhl auf. „Nun, jetzt muß es sich aber doch wenden! Es steht das Schloß mit allem ..."

Valentin wollte nochmals vordringen, bevor es ihm aber möglich gewesen wäre, sprang ihm schon seine jauchzende Frau um den Hals. Inmitten der ausbrechenden Erregung flüsterte sie ihm glücklich ins Ohr: „Ich habe dich errettet. Ich habe alles zurückgewonnen!"

Valentin suchte aber nur Christoph. Unwillig packte er ihn beim Arm: „Christoph," murmelte er, „das ist ein Scherz, das ist Wahnsinn, das kann ich nicht zugeben."

Der Graf hatte aber seine Kaltblütigkeit wieder zurückgewonnen. Er blickte mit einem eigentümlichen Lächeln lange auf Lottchen, dann sagte er: „Ich bitte dich, das Spiel war ernst und korrekt. Die Herren sind Zeugen! Jetzt," fügte er leise hinzu, „gehört das ausgeliehene Schloß dir."

„Nun, das geht ja aber doch nicht, lieber Neffe!" jammerte der dazutretende schlaue Abraham Choltay.

„Lassen Sie es gut sein, Onkel," erwiderte Christoph höflich, „so wird wenigstens das Prozeßführen ein Ende haben. Wir sind quitt, nicht wahr? Hand darauf!"

Jetzt war an Lottchen die Reihe. Der Graf küßte ihr huldigend die Hand.

„Sie gehen schon, lieber Vetter? Spielen wir nicht weiter?"

„Nein, meine Liebe," sagte Christoph höflich. „Ich muß gehen. Mein Viergespann wartet schon seit Mitternacht, ich kann doch die Pferde in dieser Novemberkälte nicht noch länger draußen lassen. Höchstens werde ich nochmals kommen."

Valentin fand sich noch immer nicht zurecht. Er flüsterte Christoph zu: „Willst du dir aus deinem Schloß denn gar nichts mitnehmen?"

„Nein. Nur die Jagdflinte meines Vaters erbitte ich von der Wand dort und vielleicht das Bild deiner Frau dort vom Kamin. So! Ich danke. Lebt wohl!"

Als sich hinter ihm die Türe geschlossen hatte, winkte Herr Abraham seinem Sohn mit siegreichem Blinzeln zu. „Ein Choltay bist du, Junge! Aber diese deutsche Frau, die ist dir und uns allen noch über!"

Christoph trieb draußen seine Pferde an und jagte mit seinem Gespann durch das Basa-Rever Tor. Ob er wohl das verlorene Gut, das für immer ausgeliehene Schloß bedauerte? — Er blickte zum besternten Himmel empor und murmelte in der kalten Nacht in einem fort für sich: „Zum Fressen ist dieses Hamburger Weibchen!"

Die Waise

Roman von S. Barinkay / Fortsetzung

Frau Hattinger saß am Schreibtisch und schrieb einen Brief an ihre Freundin Betta nach Genua.

Die Frauen tauschten im Jahre mehrmals Nachrichten aus, und es war stets ein Doppelbrief, der abging und der anlangte.

In der Poststube im Dorfe unten wurde der Bote beneidet, der den Brief mit den fremdländischen Marken in seinen Lederranzen stecken durfte und nach dem Knotenstock mit der Eisenspitze griff. Denn man wußte, da gab's eine große Flasche Bier. Die rann so kellerfrisch die Kehle hinunter und löschte angenehm den Durst, den der weite, bergige Weg erzeugt hatte, und war die Gutsfrau in der Nähe, dann gab's wohl auch noch einen schönen Happen Geräuchertes.

Karline und Betta schrieben sich alles. Nach Möglichkeit. Vollkommene Aufrichtigkeit ist zwischen zwei menschlichen Wesen überhaupt kaum möglich, denn zu bunt und gemischt und schnell sind die Gedanken, zu vielartig und wechselnd die Empfindungen der Seele.

Aber Frauen ahnen leicht, was sie gegenseitig bewußt oder unbewußt verschweigen.

Karline und Betta hatten aneinander die Aussprache gefunden, deren eine jede Frau bedarf, und die sie beim besten und geliebtesten Mann nicht finden kann. Ein Mann ist doch meist großzügiger. Ihm fehlt oft das Verständnis für Dinge im Frauenleben, die ihm gering erscheinen, und die der Frau gar wichtig und bedeutsam sind.

Es lag in der Natur der verschiedenen Lebensverhältnisse, daß die Briefe stark verschiedenen Inhalt hatten. Betta befand sich in einer großen Stadt und verkehrte in der Gesellschaft. Sie gab Äußerliches; das Innerliche trat zurück. Bei Karline war es umgekehrt.

Die hatte sich bei der Freundin auch weiterhin die Kenntnisse der Kindererziehung geholt. Es konnte bei Karla alles in verbesserter Form angewandt werden.

Vier Seiten lagen beschrieben vor der großen, blonden Frau. Sie handelten von dem Kinde. Nun kamen sie und ihr Gatte und ihre Ehe an die Reihe.

In diese Schilderung trat diesmal etwas Schwingendes, Gehobenes, denn die Erinnerung an jenen Abend lebte noch in Karline.

Sie hatte am nächsten Morgen eingesehen, wie falsch ihr Verhalten gewesen war. Doch da war etwas in und an Stephan, was sie hoffen ließ, daß sich jene Stunde wiederholen werde. Etwas Ungewohntes, aber Angenehmes, Erwärmendes: sein Aussehen frischer und froher, seine Bewegungen elastischer, seine Kleidung sorgsamer, seine Stimmung so leicht und gehoben, sein Benehmen gegen sie und das Kind unerhofft artig, freundlich und liebenswürdig.

Er ließ ihr Bücher schicken, da er wußte, daß sie gerne las; er bot ihr freiwillig das Gespann zu kleinen Fahrten über Land an, die sie mit Karla unternahm; er spielte mit dem Kinde; er leistete ihnen Gesellschaft manche Stunde, und es kam vor, was noch nie geschehen war: die Knechte und Mägde klopften an der Zimmertüre und fragten um die Arbeit und ihre Einteilung.

Wie ihr das gefiel! So war's von je ihr Wunsch und Traum gewesen.

Ihre Worte und Bitten hatten also doch gefruchtet.

Das alles mußte Betta erfahren — daß Stephan doch nicht unterging in bloßem Geldverdienen — daß sie vielleicht doch noch zu dritt glücklich, recht glücklich würden.

Sie schloß den Brief mit heißen Wangen.

Gegen vier Uhr fuhr einer von den Gutsleuten die Milch in den Ort und zur Bahn und sollte das Schreiben mitnehmen.

Sie trug den Brief selbst hinunter.

Vor dem Stall stand der langgestreckte Wagen mit den blitzenden und plombierten Kübeln, und der Mann zählte sie ordnungsgemäß nochmals, steckte dazwischen mit einem beteuernden Nicken den Brief ein und schnitt eine Grimasse.

Die Grimasse galt der fremden Dame, die hinter dem Wagen vor und die Straße herkam, und im Vorübergehen einen kurzen, doch scharfen Blick auf die hochgewachsene Gutsfrau richtete.

Der Mann schaute ihr mit einem mißgünstigen Ausdruck in seinem ältlichen, hageren, braunen Gesicht nach.

„Sunst sog' i gern mein' Gruaß! Bei dera mog i net! Is a Mordsg'schtell, net wohr, Gnädige! Wia unsa Pfauenvogel! Nur hot s' de grawen, wüaschten Füaß innawendig, in da Seel' drinnen."

Frau Hattinger zuckte die Achsel und schwieg. Doch das Lächeln über den Vergleich verbarg sie nicht.

Die Fremde, wohl ein Sommergast vom Dorfe unten, die vor vierzehn Tagen um den Weg gefragt, sah sie hin und wieder durchs Gut gehen in der Richtung nach Gupping.

Karline war die Erscheinung unsympathisch. Zuerst, weil sie so ausgesprochen und gesucht modisch auftrat und sie von dem Kern derartiger Menschen nicht viel

hielt, und sodann, weil der Frau ein Etwas fehlte und ein Etwas anhaftete.

Das Vornehme, Ernsthafte der Solidität fehlte, und etwas Freies, despektierlich Sieghaftes, vielleicht Herausforderndes war dafür vorhanden.

In ihrer hellen Stimmung blieb Karline unter der Haustüre stehen und ließ ihr die Blicke folgen, bis sie verschwand.

Solche Gestalten kamen zu selten hier durch. Da marschierte jedes in bequemen Touristenanzügen und gut bürgerlichen Kleidern vorüber. Es gab nichts Auffälliges zu sehen. Aber diese Erscheinung war das lebendig gewordene Modebild aus dem Journal, das Karline schon auf dem Papier mit Lächeln betrachtete.

Die Natur und die Einsamkeit stellen die Sinne auf das Einfache ein — die Stadtluft und das enge Zusammenleben mit Tausenden von Menschen treiben sie leicht zum Exzentrischen.

Wie diese Frau, die längst die Jugend hinter sich hatte, sich hielt und drehte! Jede Rundung war herausmodelliert, sprang in die Augen, wollte und mußte gesehen werden. Es war alles berechnet auf Wirkungen. Ob sie im gewünschten Sinne erreicht wurden?

Wenn man übrigens an das Neue des Anblicks sich einigermaßen gewöhnt hatte, mochte man wohl einen Reiz daran finden, der Mode zu gehorchen und von Zeit zu Zeit Aussehen, Form und Konturen zu ändern. Diejenigen, um derentwillen es in der Hauptsache geschah, sehen das nicht ungern — Männer lieben die Abwechslung.

Frau Hattinger stieg nachdenklich die Treppe hinauf, brachte ihren Schreibtisch in Ordnung, schloß ab und trat dann vor den Schrank, dessen Spiegelscheibe ihre ganze Gestalt bis zu den Füßen sehen ließ.

Es war ein echt weiblicher Einfall, sich mit der soeben Gesehenen zu vergleichen.

Sie war groß, aber schmalhüftig, und wenn auch voll gewachsen, so doch etwas herb in den Linien. Ihr dunkles Kleid, einfach, wenngleich nicht ohne Putz, umgab sie in Falten und schleppte ein wenig. An der Fremden war jede Linie rund, obwohl gezwängt, und jedes Stück des Gewandes knapp, eng, ohne Fältchen, ohne Überfluß. Der Körper wurde aufdringlich zur Geltung gebracht.

So in Gedanken blieben ihre Augen an ihrem Gesicht haften. Sie war nicht über das unbedingt Nötige eitel. Und Gelegenheiten, bei denen geschmückte Frauen zusammenkamen und eine die andere übertrumpfen will — wie es in den Städten ist —, solche Gelegenheiten gab es auf und um Halleck nicht.

Die rosige Frische fand sie noch immer auf ihren Wangen; die Augen waren klar und der Mund rot, nur von den Liderwinkeln nach den Schläfen hin schien sich ein zartes Faltennetz zu spannen.

Nun, sie war vierunddreißig Jahre alt. Jünger wurde man eben nicht! Manche Enttäuschung, manche Kränkung, mancher Schmerz hatten ihre Zeichen eingeschrieben.

Ihr Mann hatte sich bedeutend mehr verändert. Sie war ja in keinen neuen Wirkungskreis getreten wie er.

Was wohl die Ursache war, daß er sich seit kurzer Zeit so wunderbar rückverwandelte? Trug sie den Zauber, der das bewirkte, im Gesicht, in den Augen? War etwas anders geworden an ihr? Oder ging in Frucht auf, was sie an bittenden Worten ausgesät?

Vielleicht vereint. Vielleicht kam's auch zum Teil aus ihm selbst. Sein besseres Ich lebte wieder auf.

„Mami — Mami!"

Karline schrak zusammen.

Mein Gott, das Kind!

Eine leichtsinnige Mutter. Seit Mittag hatte sie sich nicht mehr darum gekümmert.

Nun klang der Ruf so, als ob etwas Schlimmes geschehen wäre.

Sie eilte die Treppe hinunter.

Die Kleine kam rasch vom See her über den Hof gelaufen, stieß an einen vollbeladenen Wagen, der da stand, torkelte und langte an, die Ohren hochrot, das Gesichtchen leichenblaß.

„Mami — da drüben — im Wald —"

„Ich hab' dir's streng verboten, allein in den Wald zu laufen, Karla! Bist du dort gewesen?"

Karla duckte sich ein wenig.

„Es ist ein Unglück geschehen, Mami!"

Die Frau erschrak.

Stammelnd fuhr das Mädchen fort: „Meine Puppe — die schöne Puppe — die Theolinde ist krank geworden; sie lag hier auf der Bank, in der Sonne — und das bekam ihr nicht. Sie kriegte ein weiches, blasses Gesicht und war heiß und schwitzte und hatte Beulen auf den Wangen. Da wollt' ich's machen, wie du's gemacht hast mit mir, als mich im Wald die Wespen gestocht haben. Du hast mir Moos mitsamt der Erde daran aufgelegt. Das tat mir gut. Das sollte auch Theolinde gesund machen!"

Karline hatte aufgeatmet.

„Ich ging schnell nach dem Wald — Ich vergaß ganz, daß du's verboten hast, Mami! Ich ging leise mit ihr dahin, damit sie keine Schmerzen leide, und suchte Moos — das schönste Moos für mein Kind! Und da war — da war vor mir: Papa —"

Das heimlich anschleichende Lächeln blieb um Karlines Lippen stehen.

„Nun, was ist denn dann geschehen?“

„Ich weiß es nicht — du mußt es selbst sehen! Komm!“

„Hat er deiner Puppe was getan?“

„Der Puppe? Ach, nein! Die hab’ ich verloren.“

Das Kind zog die Verwunderte den Weg zum See hinunter. Karline folgte willfährig, kaum von einer kleinen Neugier gestreift. Da hatte wohl die Phantasie dem Kinde einen an sich harmlosen Vorgang grauslich umgestaltet.

An der Waldschwelle legte Karla den Finger auf den Mund und stieg auf den Zehenspitzen dahin. Und die Mutter tat ihr den Willen und folgte ihr ebenso.

Nach einer schmalen Spanne Baumschlag — unter ihren Tritten gab die Nadeldecke nach — gingen sie zwischen Knickbusch hin und dann eine leichte Anhöhe hinauf, die mit mächtigen Föhren besetzt war. Sie neigte sich jenseits wieder abwärts, als dichter Wald, der sich stundenweit hinstreckte, und vor dem der Hügel wie ein schützender Wall stand.

Auf diesem Hügel und in diesem Wald war der Boden von Moos bestanden, wie mit schwellenden Samtkissen bedeckt.

Karline bemerkte erst nichts. Dann aber sah sie unten, dicht an einem Buchenstamm, Stephan auf dem Moose sitzen und quer über seine Füße lag eine Frau behaglich hingestreckt.

Und er küßte sie — küßte sie ohne Unterbrechung, mit wildem Feuer.

Eine Minute stand Karline unbeweglich. Das Blut stockte in ihr; der Herzschlag versagte. Dann erglühte sie, als wollten die Adern an Hals und Schläfen zerspringen. Sie packte das Kind, riß es herum und lief mit ihm fort.

Erst als sie wieder am See waren, hielt sie inne.

Frau Hattinger preßte die Hände aufs Herz und rang nach Atem.

Im Kopf war's ihr dumpf, als hätte sie einen Schlag erhalten. Ihre Wangen flammten. Die Augen schmerzten sie unbeschreiblich.

„Mami — was fehlt der Frau, weil sie so dalag? Meinst du, sie ist ins Wasser gefallen?"

„Das ist möglich. Vielleicht hat er sie auch ohnmächtig im Wald gefunden."

Die dunklen Kinderaugen wurden frei und groß.

„Er hat sie aber geküßt, die Frau, Mami!" sagte die Kleine nach einigen Minuten zögernd.

„So? Ich sah das nicht. Es machte vielleicht auch nur den Eindruck, und du hast dich getäuscht! Mit Kranken und Verunglückten muß man mancherlei beginnen, um sie wieder ins Bewußtsein zu rufen."

Die Miene der Kleinen wandelte sich; sie schien zu begreifen.

„Ja, ja, als im Winter der Hans beim Eisschneiden in den See stürzte und dann herausgezogen wurde, da mußte man ihm auch Luft in die Lunge blasen, damit er wieder atmen konnte. Weißt du, Papa hat's erzählt! Vielleicht war das bei der Frau auch so!"

„Ja, vielleicht!" erwiderte Karline mit verzerrten Lippen.

„Warum sind wir nicht hin zu ihm, um zu helfen?"

„Es ist besser, man hält sich fern — sie könnten erschrecken. Und dann, solche Menschen — die — die — Verunglückten wie die — die Retter — sie schämen sich. Die einen, daß sie schwach waren und Hilfe brauchten — die anderen, daß sie so edel waren und Hilfe leisteten."

Mit Grausen sprach sie die Lügen aus. Aber durfte sie

den Mann, den das Kind Vater nannte, in zweifelhaftem Lichte vor ihr stehen lassen?

„Und darum," fuhr sie fort und setzte die Füße schwer und gefühllos einen vor den anderen, „darum wird es gut sein, wenn du — ich — wenn wir beide kein Wort sagen von dem, was wir gesehen haben. Verstehst du? Kein Wort zu irgend einem Menschen! Kein Wort, auch zu Papa darfst du nichts sagen."

„Wenn er es uns aber erzählt?"

„Dann — dann ist es etwas anderes."

Das Kind nickte ernst und verständig.

Karline schob das Mädchen daheim in den Hausgarten und klinkte die Gittertüre ein.

„Da bleibe und spiele, bis ich dich rufe. Entferne dich nicht mehr, Karla!"

Sie schleppte sich auf ihr Zimmer. Sie mußte allein sein.

Zwischen den Kohl- und Salatköpfen, um die lustig weiße Falter flatterten, den Küchenkräutern, den längst abgeernteten Beerenstauden und den Blumen, die in der späten Nachmittagsonne einen trockenen, müden Duft ausströmten, spielte die Kleine und vergaß bald das Erlebte.

Sie unterhielt sich, mit sich selber sprechend, mit dem Zauber der Phantasie alles um sich belebend. Da waren die Sträucher Menschen, die Rosen Feen, die Steine Tiere, das Laub Geld. Es ging so lebhaft zu in ihrem Bereich, als hätte sie ein Dutzend fröhliche Gefährtinnen.

Sie sah flüchtig auf, als sie einen festen Schritt hörte, der sich näherte, und eine heiter trällernde Stimme. Es war der Vater.

Karla drückte sich an einen Busch.

Da blickte er schon über den Staketenzaun und rief sie. Und sie bemerkte in seiner Hand etwas, was ihr

Herzchen hoch aufwallen machte: die Puppe. Die hatte sie ganz vergessen. Nun lief sie hinzu und streckte die Händchen nach der Puppe aus, die Hattinger mit zwei Fingern in die Höhe hielt. So wie nur Männer derlei zierliche Dinge zu halten vermögen. Kopf, Arme und Füße hingen erbärmlich abwärts.

„Ja, ja, Schnake," rief er gutgelaunt, „sieh hier, was ich im Wald gefunden habe! Die Arme! Wie lang muß sie schon draußen liegen? Schau, die Ameisen haben ihr das rosige Wachsgesichtel bös zugerichtet. Scheint ihnen nicht übel geschmeckt zu haben. Seit wann bist du denn so leichtsinnig und eine so schlechte Mutter, daß du dein Kind derart verkommen läßt?"

Karlas Wangen brannten. Sie drückte Theolinde ans Herz, und ihr scheuer Blick wurde offen und aufrichtig. Sie protestierte energisch.

„Theolinde liegt gar nicht lange draußen im Walde, und das haben nicht die garstigen Ameisen getan, sondern die böse Sonne, als sie schlief im Sonnenschein, und das bekam ihr nicht. Das machte sie krank. Da lief ich zum Wald hinaus, um sie im Moos abzukühlen und — da — da —".

„Sollte sie etwa über Nacht draußen bleiben zur Kur, und war's dumm von mir, sie herzubringen?" fragte Hattinger.

Die Kleine geriet in Verwirrung, zog den Kopf zwischen die Schultern und schwieg.

„Nun?"

„Nein! Es war schon gut, daß du sie mitgebracht hast, Papa! Ich danke dir!"

In dem Aufblick ihrer braunen, weichen Augen war etwas, was ihn stutzig machte. Ein leiser Argwohn streifte ihn.

„Wann hast du sie denn da hinausgetragen? Gestern? Heute? He?"

Er fragte lauernd.

„Heute!"

„Vormittag?"

„Nachmittag!"

„Und warum hast du sie draußen gelassen?"

„Weil — weil — ich verschrocken bin. Da hab' ich sie vergessen . . ."

„Erschrocken! Worüber?"

Seine Stimme hatte scharf geklungen, seine Blicke stachen. Karla senkte die Lider und zupfte mit zitternden Fingern an den zerknüllten Kleidern der Puppe.

„Heraus mit der Sprache!"

Sie blieb stumm.

„Wird's bald? Gibst du Bescheid? Sofort!"

Sie schlug die Augen auf. Ängstlich und voll verwirrter Furcht sah sie ihn an.

„Ich darf nicht darüber sprechen."

Er hatte den Hut abgenommen. In seiner Stirne flammte das Blut.

„Worüber bist du erschrocken? Ich will's wissen!"

Furchtsam trippelte die Kleine zurück, als wollte sie fliehen. Aber da war rundum der Holzzaun.

„Etwa an mir?"

Mit den drei Worten durchschnitt Hattinger die Ungewißheit, die ihn bis zur Übelkeit peinigte.

Das kleine, blasse Mädchen atmete auf. Ja, wenn Papa selbst davon sprach, dann durfte sie ja auch reden.

„Ja — an dir, Papa, und der Frau — die . . ."

Er lachte gell, mit bösem Gesicht. Aber rasch zwang er sich zur Freundlichkeit.

„Törichte, kleine Schnake, komm nur her und erzähle

mir, was du gesehen und dir zusammengefaselt hast. Wer wird denn solch ein Hasenherz sein, wenn man im Walde einen Mann und eine Frau sieht. Und wenn der Mann der eigene Vater ist. O du Tolpatsch!"

Er streichelte sie, kniff sie zärtlich in die Wangen. Von dem Kinde wich die Beklemmung, und sie sah ihn freier und zutraulicher an.

„Ich glaubte, die Frau sei tot, ich lief zur Mami — und holte sie. Sie kannte es gleich, daß das ja eine kranke, hilflose Frau war — der du ..."

Des Mannes Gesicht wurde graugelb und verzerrt. Zornbebend wandte er sich kurz ab, setzte mit trotzigem Schwung den Hut auf und verließ das Gut.

Es war Nacht, als er heimkehrte.

Haus und Hof hätten in Ruhe liegen sollen. Aber Feldmann kläffte, und Pferdehufe scharrten. Zahlreiche Fenster waren erhellt.

„Holla," wollte er schreien, „was ist los?" Da sah er unter der Haustür eine bekannte Gestalt. Doktor Wolff war eben im Begriff abzufahren.

Wer hatte den gebraucht? — Die Frau oder das Kind?

Sein schlechtes Gewissen schlug. Von ihm angetrieben, trat er in den Lichtschein, den die Fenster und die Wagenlaternen vors Haus breiteten.

Der Doktor war ein origineller Charakter. Kurz, knapp, derb und drastisch im Reden, tüchtig in seinem Beruf, aber kalt dabei, ohne Weichheit. Äußerlich gedrungen, jugendlich lebendig, das graue Bärtchen wie eine Zahnbürste über den Lippen.

„Servus, Hattinger! Jagd 'rumgetrieben, was?" In den Wagen steigend, reichte er dem Gutsherrn die Hand und neigte sich flüsternd: „Streit gehabt? — Gelt? Kommt vor. Denk', es wird nix Großes. So 'ne Nerven-

krise. Ruhe! Bleiben Sie weg vorläufig. Morgen früh bin ich wieder da. Aber schlafen können Sie ohne Sorge. Weibergeschichten."

Er zwinkerte mit den kleinen Äuglein und lachte leise.

Der Wagen rollte ab.

Hattinger war nicht dazu gekommen, mehr als ein paar Worte der Begrüßung zu sagen. Er nickte stumm.

Nun wußte er's: sie, Karline, war's.

Und im ersten Augenblick war er froh, daß er ihr nun nicht gegenübertreten brauchte, voll Scham und Trotz — daß diese Unpäßlichkeit als Überbrückung eintrat.

Ja, der Trotz war mächtig in ihm.

Was war geschehen? Nichts, weswegen die Welt in die Brüche geht. Eine kluge Frau verzeiht — drückt ein Auge zu. Und Karline besaß dazu mehr Verpflichtung als eine andere, denn sie hatte ihm kein Kind geschenkt — keins, das am Leben blieb. Sie hatte ihm die kleine Kröte ins Haus gelotst, ohne deren Naseweisheit die Geschichte heute nicht so verlaufen wäre.

Es kam aber doch anders, als der Arzt gemeint hatte. Der kleine, sanguinische Doktor kam täglich zweimal, und eine Krankenpflegerin stand am Bett der Gutsfrau, denn es war niemand im Haus, der Karline hätte behandeln können.

Dieses stille, erfahrene Mädchen, das man aus München kommen ließ, wußte bald, was die blonde Frau auf das Krankenlager geworfen hatte. Aus den wilden Fieberreden erfuhr sie's ziemlich deutlich.

Da nahm sie dann das kleine, blasse Mädchen, das sich um die Bettstelle herumdrückte und die Leidende mit heißen, bangen Augen ansah, bei der Hand und führte es hinaus.

„Gehe spielen, mein liebes Kind. Komm später wieder, wenn Mama ruhiger geworden ist."

„Mami, meine Mami!" schluchzte das Mädchen und zögerte.

Aber die warmen Blicke und begütigenden Worte der Schwester vermochten es wegzubringen.

Bei ihr, der Einsamen, war das Geheimnis gut aufgehoben. Es war nicht das einzige. Mit gesenkten Augen gab sie dem Gutsherrn Bescheid, wenn er sie um das Befinden seiner Frau befragte. Er hätte in ihnen auch nichts lesen können, wenn sie voll aufgeschlagen gewesen wären.

Der Tod strich um Halleck.

In Stephan keimte die Reue.

Dazu trug allerdings bei, daß die Ursache seines Rausches verschwunden war. Seit jenem verhängnisvollen Tage.

Trotz der Erkrankung Karlines, die er doch verschuldet, hatte er sich in den nächsten Tagen nach der üppigen Frau umgesehen. Seine Sinne waren aufgestachelt, und die menschliche Natur ist schwach.

Er war sogar einmal hinab in das Hotel gegangen, das sie ihm als ihre Wohnung genannt. Er durfte nicht fragen nach ihr, denn dort kannte man ihn ja, und konnte auch nichts ersehen aus der Fremdentafel im Flur und nichts aus dem Fremdenbuche, das er sich vorlegen ließ. Denn er wußte nicht, wie sie hieß. Als er einmal danach gefragt, hatte sie ihm lachend zur Antwort gegeben: „Der Name ist nichts, die Person ist alles. Ich bin dein Schatzerl, augenblicklich — genug."

Er hatte gehofft, sie zufällig zu erblicken, im Speisesaal, im Garten. Vergebens.

Hatte sie von der Erkrankung auf Halleck gehört und

glaubte ihn nicht in der Stimmung, die ihr angenehm sein konnte, oder war sie von eigenen Interessen abgerufen worden?

Dann kam er doch zur Besinnung und fühlte Reue und Abscheu vor sich. Die wurden heftiger, je gefährlicher es um seine Frau stand. Und schwächten sich ebenso ab, als sie über die Krisis hinausrückte, und ihr Zustand sich besserte.

Denn der Tod hatte umsonst gelauert:

Karline wollte ja auch gar nicht sterben. Sie dachte an das Kind, und der Gedanke ließ sie genesen, wenn es auch langsam ging. Zu stark war die Erschütterung ihres geistigen und leiblichen Seins gewesen.

Doktor Wolff war's, der Stephan nach Wochen mit ins Krankenzimmer nahm. Es war zwar jetzt kein Krankenzimmer im ernsten Sinne mehr, denn Karline verbrachte schon viele Stunden außer Bett, wanderte durchs Zimmer und saß am Fenster. Sie hätte schon ins Freie gedurft, aber die herbstliche Regenperiode war eingetreten.

Der Doktor witterte mit seinem Mannesinstinkt die Pein Stephans und suchte ihm nach Kräften zu helfen.

Vielleicht war da ein hübsches Dirnlein auf dem Hofe, und Sommersglut außen und innen, dann gab's leicht eine Flamme, die sündhaft brannte.

Das war schon öfters geschehen, und auch entdeckt worden. Darum brauchte man nicht zu sterben und auch nicht unglücklich zu werden. Das ging vorüber, wie so vieles im Leben. Oder man gewöhnt sich.

Das erste Mal freilich ist's eine böse Geschichte. Zumal wenn die Frau vom Schlage Karlines ist. Nicht durchschnittlich genug. So eigen und reich im Gemüt.

Ja, er bedauerte die Frau, bedauerte, daß sie alles so

schwer auffaßte. Nach zehnjähriger Ehe durfte sie schon ein wenig nachsichtig sein, noch dazu unter solchen Umständen. Es tat ihm auch leid, daß sie sich durch so böse Krankheit winden mußte.

Aber Hattinger besaß doch mehr Wolffs Sympathie. Er war auf der Kegelbahn und bei Kneipsitzungen im Winter ein kreuzfideler Kumpan, der ein kräftiges Wort nicht scheute und es von anderen auch gut vertrug. Ein Mann nach Wolffs Sinn. Ohne Zimpelei. Dem mußte man schon beistehen.

Es gehörte ja zu seinem Beruf, nicht bloß die leiblichen Schäden zu heilen. Auch seelische und eheliche. Das lief ja alles ineinander.

Er tat's stets gelassen und mit Humor, schob die Menschen wie Figuren auf dem Schachbrett zueinander, blieb dabei aber ruhig und gleichgültig.

„Gnädige Frau, nun wären wir so weit, daß wir wieder Menschen sehen und vertragen können. Mit Ihrem Gemahl machen wir den Anfang. Solange ich da bin, hat er Erlaubnis. Dann wieder Ruhe, Ruhe! Ist das beste für Sie. Sehen Sie, er hat sich arg gesorgt. Blaß wie ein Kindsmus schaut er aus."

Sie reichten sich die Hände, beide bleich bis in die Lippen, beide nach einem flüchtigen Blick die Augen senkend.

Doktor Wolff beobachtete den Vorgang, tat aber, als sähe er nichts. Er sprach mit Karla, die beim Eintritt der Herren sich in eine Ecke zurückgezogen hatte und von dort aus voll scheuer Neugier nach den Eltern schaute.

„Immer in der Zimmerluft! Marsch 'raus! Das bissel Regen macht nichts. Bist doch kein Weihnachtskonfekt!"

Lachend hob er die leichte Gestalt, wirbelte sie ein wenig umher und setzte sie vor der Türe ab.

„Spring in den Regen 'raus, Mädel, und tummle dich! Und wenn's Wasser bis auf die Haut geht! Ist gesund!"

Doktor Wolff trank sein gewohntes Glas Wein heute langsamer als sonst. Man plauderte. Am meisten sprach Wolff. Den zwei anderen lösten sich die Worte schwer von den Lippen.

Als er sich entfernte, schob er Stephan vor sich her.

„Auch Sie gehen jetzt, lieber Hattinger. Nach so was ist's am besten, man bleibt für sich allein — so lang, bis man selbst nach Gesellschaft verlangt. Und so weit sind wir noch nicht — nicht wahr, gnädige Frau?"

Karline schüttelte den Kopf.

Draußen drückte ihm der Gutsherr die Hand und atmete auf.

Beim nächsten Besuche brachte Wolff Frau Karline, deren Neigung für Lektüre ihm bekannt war, einige Bücher mit. Darunter einen modernen Roman, eine Ehegeschichte mit schweren Konflikten, Untreue und der erhabenen Güte des Verzeihens am Schlusse. Daran sollte sich ihr Blick weiten, denn er wußte, diese Frau mußte mehr noch an der Seele als am Leibe genesen. Und so wie sie lebte, so einsam, sah sie zu wenig von den Menschen in der Welt draußen.

„Das Allerneueste, Frau Hattinger! Weiß nicht, was es für ein Kram ist," log er fest, „aber da stehen berühmte Namen. Lesen Sie mal, doch mäßig, bis der Himmel endlich zu Verstand kommt und sein Geflenne einstellt."

Er schenkte sich ein zweites Glas Wein ein, und die Unterhaltung wurde diesmal leichter, fließender.

Wolff achtete auf jedes Wort und wußte das Gespräch geschickt zu lenken.

Auf solche Weise, so unter den Fittichen des gewandten

Doktors, kamen Karline und Stephan über den Riß hinweg, der sich zwischen ihnen aufgetan. Oberflächlich ward er zugedeckt, und darüber band sich das Leben da wieder zusammen, wo es entzweigebrochen worden war.

Wie es unter der glatten, harmlosen Decke aussah, das wußten die beiden allein, die heimlich diesseits und jenseits standen und von dem glatten Übergang nur in Gegenwart dritter oder im Falle äußeren Zwanges Gebrauch machten.

Als Hattinger eines Mittags vom Feld heimkehrte — man übergab die Wintersaat der aufgeschürften Erde — und sein Zimmer betrat, fiel ihm ein merkwürdiger Duft auf. Der ganze Raum war voll.

Er hing seine von Sonne und Regen ausgeblaßte Joppe an den Nagel. Was war denn das?

Diesen süßlichen Wohlgeruch kannte er doch.

Vom Schreibtisch her zog es zu ihm. Da lag ein Brief; die Adresse fein und zierlich von Damenhand geschrieben.

Einen Augenblick zögerte er. Dann ließ ihn die Neugierde handeln. Er las:

„Heißgeliebter Mann!

Du wirst mich verwünscht haben, aber ich konnte nicht anders! Ich dachte mir: das gibt einen Skandal, und den kann ich nicht brauchen. Ich brachte mich also in Sicherheit. Das wirst Du begreifen und billigen. Hat nun Deine Kleine — bei unserem letzten Zusammensein im Walde sah ich ihren schwarzhaarigen Kopf überm Hügel auftauchen — ich verschwieg Dir's, denn die schöne Stunde sollte nicht gestört enden, und von mir solltest Du nichts Unangenehmes zu hören bekommen — hat sie geplaudert oder nicht, jedenfalls ist seitdem viel Wasser ins Meer gelaufen. Wie steht's nun um Dich? — Denkst

Du noch zärtlich an mich? Trotz meiner vielen Pflichten verschmachte ich in Sehnsucht nach Dir! Kommst Du nicht in der nächsten Zeit in die Stadt?

In drei Wochen reise ich ab. Weit fort, nach Ägypten. Aber während dieser drei Wochen könnten wir noch recht glücklich sein, wenn Du willst.

Ich umarme und küsse Dich im Geiste! Zeilen von Deiner lieben Hand hole ich bis Montag, München, hauptpostlagernd, unter Chiffre: Frau Dora 101.

Der Schatz im Walde."

Lust und Zorn mischten sich in der ersten Minute merkwürdig in ihm.

Bald besiegte jedoch der Zorn die Lust, denn seine Manneseitelkeit hatte sie schwer gekränkt. Er war so naiv gewesen, trotz aller Klarheit über diese Art Frauen, für Liebe zu ihm zu nehmen, was doch sternweit entfernt davon war.

Und dann verdrängte jede Empfindung der Gedanke: Wer hat den Brief auf den Tisch gebracht? — Herkömmlich war's, daß man ihm die Postsachen, wenn er vormittags abwesend war, neben sein Gedeck auf den Mittagstisch legte. Vom Gesinde konnte keines hier herein. Sollte Karline . . .?

Schon ging sie im Hause umher.

Er fragte nach, wer die Post in Empfang genommen.

„Die gnädige Frau."

Jetzt packten ihn Wut und Scham. Er riß den Brief in Fetzen. Er verwünschte die Person, die ihm da ins Geleise gerollt war.

Leise regte sich der Trieb, zu seiner Frau zu gehen und zu ihr zu sagen: „Mach' dir nichts daraus! — Ich war ein Dummkopf. Ich will nichts mehr wissen von ihr. Der Brief ist mir widerlich! — Verzeih."

Die Regung war lebensschwach.

Er demütigte sich vor keinem Weibe, auch vor seinem eigenen nicht. Auch dann nicht, wenn er im Unrecht war.

Mit Trotz auf der Stirne begab er sich ins Eßzimmer.

Da saß Karla allein am Tisch und blickte ihm verschüchtert entgegen.

Papa war so unfreundlich seit jenem Nachmittag. Sie fürchtete sich vor ihm.

„Mami hat sich hingelegt. Sie fühlt sich heute wieder schlechter, und du sollst entschuldigen," sagte sie und schob ihm zaghaft den Teller zu.

Es war ihm angenehm, seiner Frau nicht in die Augen sehen zu müssen. Doch das Essen schmeckte ihm nicht.

Es trat die Notwendigkeit ein, für das Kind eine Lehrerin zu suchen. Es war Karlines erste Handlung von Wichtigkeit, daß sie ein Gesuch aufsetzte. Der Knecht brachte ihr die eingelaufenen Zuschriften.

Sie las sie auf der Veranda, wo die Sonne zwischen zwei Windschirmen warm und wonnig auf sie schien.

Das buntscheckige Vieh weidete auf einer nahen Wiese; man hörte das Klingen der hellen und dunklen Glocken; in den Wäldern rundum gurrten die Holztauben. Sonst war es still, herbstlich friedlich.

Bei der Beschäftigung nahm Karlines Gesicht eine ungewohnte Frische an. Wenn sie auch sonst schlecht aussah, so waren es doch weder die Magerkeit und Blässe an sich, die sie entstellten, sondern der Ausdruck ihrer Züge, ein Gemisch von herber Schärfe und schlaffer Resignation. Das war verflogen in der Sorge um Karlas beginnende Schulzeit. Die frühere kräftige Anmut ihrer Züge schien wiedergekehrt.

Doktor Wolff nickte ihr zufrieden zu, als er im Wägelchen unten vorfuhr und sie zu ihm hinuntergrüßte.

Er wiederholte noch öfter seine ärztlichen Besuche, denn etwas an dem Herzen der Gutsfrau wollte nicht in Ordnung kommen.

„Na, gefunden, was Sie suchen?“ erkundigte er sich, nachdem er mit seinen Ratschlägen für ihr Befinden zu Ende war und neben ihr in der Sonne Platz nahm.

„Die alle hier kommen nicht in Frage. Nur die beiden da locken mich. Alter gleich, Zeugnisse dieselbe Güte. Aber ich schwanke. Die Bilder liegen bei. Das eine der jungen Mädchen ist ebenso hübsch und reizend wie das zweite unvorteilhaft, offen gesagt, häßlich ist! Zu welcher raten Sie mir, Doktor?“

Wolff schaute sich die Bilder an und reichte sie nachher Hattinger, der eben die Stufen heraufkam.

Die Gatten sahen sich außer den Mittagsmahlzeiten — abends blieb Karline auf ihrem Zimmer — fast immer nur in des Doktors Gegenwart. Die Gatten mieden sich so viel wie möglich.

„Selbstverständlich zur Hübschen, gnädige Frau! Was Schönes anzusehn, ist gesund für Leib und Seele! Häßlichkeit verstimmt!“

„Meistens sind die hübschen Mädchen oberflächlicher; garstige haben einen tieferen Fonds ...“

„Den brauchen Sie ja nicht! Den haben Sie ja selber. Das Kind hängt ja doch wie eine Klette an Ihnen. Sie beanspruchen hauptsächlich die geistigen Fähigkeiten, und die sind bei jeder gleich qualifiziert. Mir müßte die Appetitliche her. Ich meine, da lernt sich's leichter.“

Karline hatte nach einem flüchtigen Lächeln nachdenklich zu Boden geblickt. Als sie das Auge hob, traf es in das ihres Mannes, das argwöhnisch auf ihr ruhte. Rasch

drehte er den Kopf. Sie sah das Blut in seine Schläfen kriechen, und seine gebräunte Hand strich nervös den Bart.

Er konnte also lesen, was in den ihren aufgeblitzt war: „Kann ich ein so hübsches Mädchen ins Haus nehmen?"

Denn, wie die Mehrzahl der Frauen, glaubte sie, daß an der Untreue des Gatten die größere Schönheit eines anderen Weibes schuld sei. Rechnete mehr damit, als mit Gelegenheit und Versuchung und der Schwäche der männlichen Natur.

Sie schob die gesamten Papiere zusammen.

„Ich brauche mich heute noch nicht entscheiden. Ich will's mir überlegen."

Hattinger bemerkte, daß in den nächsten Tagen zahlreiche Briefe ins Dorf hinabgebracht wurden. Da war wohl auch der darunter, der die Entscheidung enthielt. Er fragte nicht. Sie sprachen zu wenig miteinander.

Bei Gelegenheit, als Doktor Wolff wiedergekommen war, hörte er's: die Hübsche hatte sie gewählt. In acht Tagen war sie da.

Sie sprach es mit wiederkehrender Resolutheit aus. Die Sonne der letzten Tage hatte Wunder gewirkt.

„Vernünftig, vernünftig, Frau Hattinger! Auch sonst zufrieden. Machen Fortschritte. Sehen wie's Leben aus. Bravo! Das Herz wird schon noch nachhuppen," lobte sie der Arzt.

Stephan streifte mit einem forschenden Blick ihre Miene. Sie merkte es und wandte ihm sekundenlang das Gesicht zu. Darin lag nicht: Ich vertraue dir, oder ich will dir vertrauen, sondern: Ich fürchte nichts. Du kannst mir nichts mehr antun. Du bist mir gleichgültig; ich verachte dich.

Diesmal schlugen die Flammen in seinen Wangen jäh

auf. Er knirschte mit den Zähnen und ging unter einem Vorwand weg.

Karline gehörte nicht zu den Frauen, die Untreue auch innerlich verzeihen. Der Umstand, daß sie diese Untreue traf, als sie einer süßen Hoffnung sich hingegeben — daß diese aber ein lächerlicher Irrtum war und sie voll heißer Scham an ihre Torheit zurückdenken mußte, daß fernerhin das unschuldige Kind Zeuge gewesen, und zum dritten, daß trotz ihrer Krankheit und nach so langer Zeit noch ein Brief — von jener Hand — ins Haus gekommen war, verhärtete ihr Herz ihrem Gatten gegenüber.

Die Liebe zu ihm war im Wanken gewesen; sie hätte der Befestigung bedurft. Dies Ereignis mußte sie töten. Ob für immer?

Zu aller Liebe, die höher steht als der gemeine Sinnentrieb, gehört vor allem die Achtung. Die war fort bei ihr. Achten konnte sie Stephan nicht mehr, denn sie fand keine Entschuldigung für sein Benehmen. Sie hatte sich nie abweisend gegen ihn verhalten. Im Gegenteil, sie hätte es gern gesehen, wenn er sich inniger an sie angeschlossen.

Daß er der ersten besten verfiel, die über den Weg lief!

Sie dachte sogar an Scheidung. Doch, da war das Aufsehen, das sie scheute, und das Gut, das den Herrn nicht entbehren konnte. Und sie ließ den Gedanken wieder fallen.

Aber sie zog sich ganz von Stephan zurück. Es kam zu keiner Aussprache zwischen ihnen. Vielleicht hätte sie etwas Erlösendes gezeitigt, vielleicht eine Annäherung angebahnt. Oder es wäre der Fall gewesen, wenn Karline nur erkannt hätte, daß Stephan ernstliche Reue foltere. Er zeigte keine, wenn er sie wirklich fühlte. Auf seiner Stirn lag Trotz — wie auf der ihren Stolz.

So blieb das Schwere, was geschehen war, zwischen ihnen unausgesprochen, wegsperrend und entfremdend.

Die junge Lehrerin trat ihr Amt an.

Es war noch eine Person mehr im Haus, deren Anwesenheit für die Gatten sich sehr fühlbar zeigte, denn sie wurde zur Familie gezogen und aß mit am Tische. So wie die Umstände lagen, war es gut.

Hattinger benahm sich höflich, aber zurückhaltend gegen das hübsche, ja, schöne und auch sonst angenehme Mädchen.

Er ließ die Frauen für sich und stürzte sich mehr als je in die Arbeit. Der Plan mit der Branntweinbrennerei tauchte wieder auf. Er erklärte Karline die landwirtschaftliche Bedeutung einer solchen Anlage, daß sich daraus eine leichtere und lohnendere Viehhaltung ergebe, da man mit den nährstoffreichen Rückständen bei der Fabrikation, der sogenannten Schlempe, füttern könne. Man dürfe mit vermehrter Düngererzeugung rechnen, wodurch wieder die Getreideerträge gesteigert würden, selbst bei Einschränkung der Anbauflächen. Denn die war dann nötig, der Anpflanzung der zur Brennerei erforderlichen Kartoffeln wegen. Außerdem habe er noch mehrere Tagwerk braches Land, Auffüllung der Sandgruben, die zunächst am besten mit Kartoffeln besetzt würden, und so weiter.

Karline hatte kaum die Worte, noch weniger den Sinn verstanden. Desto schärfer faßte sie die schreckliche Nüchternheit auf, die von ihm ausging, und blickte in sein Gesicht mit der stillen Frage: Was habe ich einst an ihm geliebt? War doch damals kein dummes Jungmädel mehr! Wäre ihm mein Herz verblieben, wenn wir in der Sphäre weitergelebt hätten, in der ich ihn im Großstadtleben kennengelernt habe?

Sie widerstrebte seinem Plan mit keiner Silbe und gab ihm völlig freie Hand. Auch weiterhin. Er sei der Herr und möge wirtschaften nach Lust und Gutdünken.

Sie lebte dem Kinde und empfand die Gegenwart der liebenswürdig und lebhaft veranlagten Erzieherin als große Annehmlichkeit. Es zerstreute sie und nahm ihrem Geiste die Zeit und die Lust, sich mit Dingen zu beschäftigen, die nun doch nicht mehr zu ändern waren.

Über Halleck lag der Sonnenschein des Maimonats gebreitet.

Ein lächelnder Garten schien die Umgebung. Alles zartbegrünt, belaubt, gefiedert: Wald und Wiesen. Der See glänzte silbern. Und was sonst zu hören und zu sehen war, voll Anmut und Reiz und zauberhafter Wirkung: die Blumen, die da blühten; der Himmel, der darüber in tiefer Bläue sich wölbte; die Vögel und Falter und Insekten, die sich unter ihm schwangen und sangen, summten und jubilierten, jedes in seiner Weise.

Auf der Veranda des Hauses, an der die purpurnen Ramblerrosen schon erblüht waren, ruhte Karline in einem Liegestuhl.

Trotz der Sonne fröstelte sie. Sie zog den leichten Schottenschal alle fünf Minuten enger am Hals zusammen.

Seit einigen Tagen fühlte sie sich nicht frisch. Das Herz war in der Genesung doch nicht „nachgehuppt", wie Doktor Wolff gehofft und geglaubt hatte. Es war dem subtilen und doch so angestrengten Organ ein Knacks geblieben. Damals, von der schweren Krankheit vor elf Jahren.

Elf Jahre! Während dieser Zeit waren über Halleck schöne und schlechte Tage gezogen.

Karline war nun eine Frau von fünfundvierzig Jahren. Das ist noch nicht so alt. Es gibt Frauen in diesem Alter, die mit dem feinen Reiz des Wissens und der Erfahrung und dem kluggepflegten Schönheitsrest noch immer Männerherzen fesseln.

Bei solchen ist allerdings ein Leben ohne Krankheit, die stets zerstörend wirkt, ohne Sorge und Kummer, ohne schwere körperliche oder angestrengte geistige Arbeit vorausgesetzt.

Karline war nicht gesund gewesen. Und nicht glücklich. Hätte sie mit dem Kinde, an dem sie mit ganzer Seele hing, allein gelebt, dann vielleicht. Doch sie besaß einen Gatten, und sie besaß ihn doch nicht. Der Riß zwischen ihnen hatte sich nicht mehr geschlossen.

Zudem war Karla in den letzten zwei Jahren fern von ihr in einer Genfer Pension gewesen. Da hatte die Vereinsamung Macht über die stille und zurückhaltend gewordene Frau erlangt. Auch die Einsamkeit zerstört, wenn sie zu groß ist.

Ihre einst so rosige Gesichtshaut war matt, das blonde Haar zeigte handbreite, weiße Streifen über den Schläfen, die Züge waren auffallend welk. Die Schlaffheit ging ihr durch Leib und Seele. Besonders in den letzten Tagen.

Vorhin hatte sie an Betta geschrieben, mit der sie noch im gewohnten Briefwechsel stand, und die als glückliche Frau und Mutter von nun sechs Kindern noch immer in Genua lebte: „Ich weiß nicht, was es mit mir ist! Ist es der Frühling, der mich so unausgesetzt schlaff macht? Matt bin ich, todmüde vom Morgen bis zum Abend. Ich empfand nicht einmal die rechte Lust, als Ostern meine Karla von Genf zurückkehrte, und empfinde sie heute noch nicht in der Stärke, in der ich sie doch normalermaßen spüren sollte. Das macht mein Befinden.

Wenn ich sie anschaue, kommen mir wehmütige Gedanken. Sonst freute ich mich ihres Gedeihens, und das war doch das richtige.

Und gediehen ist sie ja. Der Umgang mit den Mädchen gleichen Alters, die kräftige Schweizer Luft haben ihr gut getan. Aus dem Kind, das so winzig klein in Deinem sonnigen, hübschen Fremdenzimmer lag, daß mir's manchmal bangte, es möchte ein recht kurz geratenes Menschenwesen daraus werden, ist eine Jungfrau, ein großes Fräulein geworden!

Ob sie hübsch ist?

Ich finde sie schön, denn ich liebe sie! Ich muß mich oft selbst heute noch wundern, wie tief und unwandelbar ich dieses Kind mir völlig fremder Menschen liebe und allzeit geliebt habe. Schon als ich's damals vom Boden aufhob, spürte ich das warme Gefühl dafür.

Andere finden ihre Gestalt zu hager, ihr Gesicht zu zart, blaß und unregelmäßig — aber sie hat einen Reiz, etwas Anziehendes für alle — das sagen mir die Blicke derer, die uns begegnen.

An ihren Vater erinnert sie nicht, soviel ich mich noch zu entsinnen vermag. Der war kräftig und brünett. Vielleicht daß sie die wundervollen, braunsamtigen Augen von ihm hat. An ihre Mutter? — Kaum. Weder die Italiener noch die Schweizer sind im allgemeinen große Leute. Und Karla ist sehr groß, von einer zierlichen Größe, und schmal und biegsam gewachsen.

Sie kommt mir vor wie eine Pflanze, die man aus der Muttererde nahm und in fremden, fetten Boden setzte. Da schoß sie auf, ganz anders als in ihrer ursprünglichen Natur gelegen sein mochte — so recht schlank, frei und eigenmächtig in die Höhe. Ihr Charakter ist still und liebenswürdig. Und sie liebt mich, beste Betta —

ich glaube, daß es viele echte Mütter gibt, die von ihren eigenen Kindern nicht so geliebt werden wie ich von meinem angenommenen.

Wie das klingt! Angenommen!

Ach, daß diese Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen ist! Und daß bis heute die Annahme zu Recht und Gesetz noch nicht erfolgt ist. Das quält mich oft. Solange Karla im Hause unterrichtet wurde, kam's mir weniger zum Bewußtsein. Aber seit ich sie in ein Pensionat gegeben, ist die Unruhe in mir.

Die Vorsteherin dort verlangte ein Taufzeugnis. Ich hab's. Es liegt nebst einigen Papieren ihrer Eltern zu unterst in der Schatulle, in der ich Deine Briefe verschließe. Liegt da als ein stummer Feind. Sooft mir's auch schon in den Fingern zuckte, es für alle Zeit zu vertilgen, immer zögerte ich.

Ich sagte der Dame, es sei mir verloren gegangen, und legte ihr die beiden Impfscheine vor, darauf unser Hausarzt Doktor Wolff — obwohl er die Wahrheit ahnen kann — geschrieben: ‚Karla Hattinger mit Erfolg geimpft'. Es genügte, da ich selbst anwesend war und die nötigen Angaben machen konnte.

Nun verfolgt mich der Gedanke: wenn Karla vor dem zweiundzwanzigsten Jahre — so alt wird sie, bis die Adoption gerichtlich vollgültig gemacht werden kann — heiraten wollte, was dann? — Dann müßte man ihr die Wahrheit sagen, und das Papier in meiner Schublade redete.

Oh, das will ich nicht! Das darf nicht sein! Sie ist mein Kind, und ich will ihre Mutter bleiben auch in der Erinnerung, wenn ich einmal nicht mehr bin! Um jeden Preis!

Gott sei Dank, mein Gatte zählt schon über neununds-

vierzig. In neun Monaten berechtigt ihn das Gesetz zu einer gültigen Annahme an Kindes Statt. Bei mir fehlen noch fünf Jahre. Aber das Gute ist, daß nach Angabe unseres Notars mir mit Stephan zu gleicher Zeit eine Art von Interimsannahmeerklärung abzugeben gestattet wird, die rechtskräftig ist im Falle meines Ablebens. Ist das einmal geschehen, dann werde ich viel ruhiger sein.

Und zum Heiraten wird es hoffentlich Karla nicht so drängen. Sie soll es ja schön haben bei mir. Und ich möchte sie auch nicht so bald verlieren. Ich freue mich, sie nun genießen zu können, nachdem ihr Verstand reifer ist, sie zu lieben, einzuführen ins Leben."

Dieser Brief mit noch einigem Drum und Dran war lang geworden wie immer, und das Schreiben hatte sie erschöpft.

Nun ruhte sie. Aber nicht lange. Ein Juhschrei, mehr ein heller Walkürenruf, klang vom See herauf.

Frau Hattinger hob sich hoch und winkte, weniger um ein Lebenszeichen zu geben, als die Ankommende zu sehen. Denn Karlas Gang war's, der ihr ein besonderes Wohlgefallen verursachte.

Den Weg herauf kam das junge Mädchen. In ihrer schlanken Größe, ein wenig schmal in den Schultern und Hüften, im weißen, weichen Kleid, hatte sie etwas birkenhaft Geschmeidiges. Ein weißes Spitzenhütchen mit schönen Rosen warf einen Schatten über die Augen — leidenschaftliche, träumende Augen in einem blassen, feinzügigen Gesicht.

Sie ging ein bißchen nach vorn geneigt, wie gerne die großgewachsenen Menschen. Aber sie drückte nicht den Kopf auf die Brust oder hielt sich im Rücken krumm wie die meisten, sondern ihr ganzer schmaler Oberkörper hatte eine gerade, sanfte Neigung vorwärts. Dadurch bekam

ihre Haltung etwas Strebendes und zugleich Anziehendes. Ihr Schritt war rasch und leicht.

Schön war sie nicht, was man landläufig darunter versteht. Doch überaus reizvoll und fesselnd, was bei jungen Mädchen selten der Fall ist.

Nun stand sie vor der Mutter, küßte ihr rechts und links die Wange und drückte ihr auf den Mund einen langen, innigen Kuß.

„Lieb's Mami," sprach sie und schaute ihr dabei so warm in die Augen, daß der Frau ein heißer Glückschauer durch die Seele lief, „ist dir die Zeit nicht lang geworden? — Hab' dich so lang allein gelassen! War schlecht von mir, gelt, ja! Aber das Wasser lockte — Und du hast's erlaubt. Wunderhübsch war's! Um den ganzen See bin ich gefahren. Die Mummelblätter sind schon da. Es wird nicht lange dauern, und die goldgelben Blumenschüsselchen kommen auch, zum Vergnügen der schlanken Wasserjungfern. Sind Wiegen dann für ihre Kinder, nicht wahr, Mami? Ach, so eine Wasserjungfer, ist die was Schönes! Diese florigen, blauen Flüglein! Und das dünne Körperchen! Und dieses unrastige Hin- und Hergefliege! Auf, ab — zick, zack! Wie verwunschene Nixen, die ruhlos über ihrem Element schweben und nicht hinein dürfen. Aber kleiner ist der See wieder geworden, viel kleiner! Bald wird man sagen müssen Teich, und eines Tages ..."

Sie seufzte.

„Ja, ja, Karla, Papa ist ein fleißiger Mann. Er versteht es, Nutzen aus der Erde zu ziehen," sprach Karline mit bedeckter Stimme, wandte den Blick von dem Mädchen und schaute in die Runde.

Drüben stieg der Rauch aus den Brennereikaminen; der Dampf zischte aus den Abzugsröhren, und die Flächen, die dem See im Laufe der Zeit abgerungen worden,

waren erdige Strecken jetzt, die irgend eine Saat bargen. Starrköpfig hatte Stephan seine Pläne verfolgt, ohne Rücksicht, ohne Sinn für ein anderes Lebensziel als das des materiellen Gewinnes.

Als Muster eines tüchtigen Landwirtes war er rings berühmt und besaß die Achtung aller, die ihn kannten. Seine Unternehmungskraft und sein rastloser Fleiß flößten ja auch ihr Respekt ein.

Doch sie hatte ihn mit stillen, brennenden Schmerzen gewähren lassen und noch eine Weile gebraucht, bis sie es fassen konnte: da war alles zu Ende, was sie an Glück erträumt.

Und nun fühlte sie sich müde; auch ihr Geist und ihre Seele waren müde.

„Nun bleibe ich bei dir, Mami, und unterhalte dich!" sprach das Mädchen, das die wehmütige Nachdenklichkeit im Gesicht der Mutter bemerkte.

„Hoffentlich bin ich morgen frischer und munterer. Dann wollen wir unsere Waldwanderungen wieder aufnehmen, die uns so großen Genuß bereiteten, ehe du nach Genf gingst Wollen auch ins Dorf hinunter und mit der Bahn in die Umgegend fahren, zum See und mit dem Dampfer nach dem jenseitigen Ufer und manchmal auch nach München. Du mußt doch etwas Abwechslung haben, Kind, sonst langweilst du dich."

Sie strich über die junge Stirne mit zärtlichen Fingern. Karla kauerte vor ihr.

„Aber nein! Ich war gar nicht so glücklich unter den vielen Mädchen. Die schnatterten und kicherten die ganze Zeit über die dümmsten Dinge, prahlten, neideten, stritten und klatschten und hatten weder Ruhe noch Ernst. Da war nur Lili Tum, mit der ich mich leidlich verstand."

„Die sollst du dir einladen für den Sommer, mein

Liebes! Du hast mir erzählt, daß sie als Waise bei einem Vormund lebt, da wird sie ..."

„Ach, Mutterchen, jetzt hab' ich doch dich! Da brauch' ich keine andere Gesellschaft. Du bist mir die liebste Freundin!"

Die Welle tiefer Freude flutete wieder durch die Brust der blonden Frau.

Es hatte Stunden gegeben, in denen sie sich gefragt: Habe ich einen Fehler begangen, indem ich das Kind fremder Menschen ins Haus und ans Herz genommen? Wäre meine Ehe besser geworden ohne Karla?

In Augenblicken wie jetzt war's ihr ohne Zweifel klar: sie hatte die schönste, die reinste Liebe geerntet und durfte zufrieden sein.

Lächelnd fragte sie: „Bist du so gern in Halleck, Karla?"

Das Mädchen nickte rasch und lebhaft.

„Warum denn nicht? Ist doch mein Heim, meine Geburtsstätte! Was ich dich längst fragen wollte: Bin ich auf Halleck geboren?"

Das Lächeln in Karlines Gesicht erlosch plötzlich. Die Frage traf sie unerwartet, und beinahe hätte sie „ja" gesagt. Aber da war die öffentliche Meinung.

„Warum errötest du, Mama? Habe ich etwas Unpassendes gesagt? Ich bin siebzehn Jahre, ich darf doch über so etwas reden!"

Die braunen Augen waren voll Staunen.

„O nichts, mein Kind! Du täuschst dich! Eine so alte Frau kann ja gar nicht mehr erröten. Du bist nicht hier zur Welt gekommen. Es war in Italien!" erwiderte sie, mit einem täuschenden Lächeln und schwerer Zunge.

„O wie schade, daß ich das nicht früher gewußt habe! Das hätte ich im Pensionat wissen sollen. Ich bitte dich! Italien! Die Mädchen waren so eitel darauf, daß sie in

Wien, Paris, Petersburg und Gott weiß wo das Licht der Welt erblickt haben, als ob sie ein Verdienst dabei hätten. Und ich mußte immer sagen: Auf Gut Halleck — auf dem Land, in Bayern. Wie schön es da ist, wußten sie ja nicht. Und hätten's nicht begriffen, wenn ich's ihnen auch erklärt haben würde. Denk' dir nur, die albernen Dinger kannten weder Bäume noch Sträucher bei ihren Namen und schrien in Furcht, wenn eine Blindschleiche oder gar eine Ringelnatter auf den Weg kam oder ein Molch am feuchten Baumstumpf kroch. Sie hielten mich für verrückt oder zum mindesten für unsauber, da ich das ‚ekle Ungeziefer' anfaßte und liebevoll betrachtete und ihnen zeigen wollte, was schön und lieb daran sei. Die ‚Tierbändigerin' nannten sie mich spottend, weil es kein Geschöpf gab, das ich nicht kannte und nicht angefaßt hätte. Die Kaulquappen und Wasserkäfer, und die lieben Unklein, die sie ganz besonders häßlich fanden — na, hübsch sind sie auch nicht, aber lieb, das muß man spüren. Du weißt ja noch, wie du und ich überall auf unseren Spaziergängen nach Tieren stöberten, weil ich sie so gern hatte, und meine Lieblinge waren lange Zeit die niedlichen stahlblauen Käfer, die auf dem Moos daherstelzten, trotzdem du mir sagtest, es seien Aaskäfer. Mir erschienen sie schön."

Karla lachte fröhlich. Ein warmes, auf den Hörer wirkendes Lachen.

„Ja — und dann — wo in Italien ward ich geboren? In welcher Stadt?"

„In — Carrara!"

„Wie, in der weltberühmten Marmorstadt? Ach, ach, daß du mir das nicht früher gesagt hast!"

„Du kannst es deinen Freundinnen ja noch schreiben!"

„O, jetzt sind sie mir gleichgültig — bis auf Lili Tum;

die soll es noch erfahren. Ja, Mama, was ich dir noch sagen wollte: wenn wir nun zusammen spazieren gehen, werde ich dich um vieles fragen. Weißt du, ich bin kein Kind mehr und muß bald das Leben kennenlernen. Die Mädchen dort waren alle viel gescheiter als ich. Sie wußten mehr von sich und anderen Menschen und anderen Dingen. Ich verstand sie oft nicht, und sie lachten mich aus."

Karline sah mit Wohlgefallen in die dunkle Tiefe der unschuldsvollen Augen, auf die Lippen, die so hold und voll kluger Torheit plauschten.

„Ich werde dir gerne antworten, Kind!"

„Da ist die Liebe, Mama. Die hat mir schon viel Nachdenken verursacht. Wie das ist, warum, wozu! Darüber wollen wir einmal reden, gelt? Mama! Sag' einmal, habt ihr euch sehr lieb, du und Papa, und weshalb merkt man das nicht? Gehört sich das so?"

Durch das Herz der ruhenden Frau ging's wie ein Stich. Die Augen des Mädchens ruhten fest auf ihr. Sie mußte sich fassen.

„Darüber sprechen wir später, wenn du noch ein wenig älter bist, Karla. Auch bin ich müde heute. Singe mir jetzt lieber ein bißchen vor. Ich höre dich so gerne!"

Es wehte die erste abendlich kühle Luft. Da gingen sie ins Zimmer. Karla setzte sich ans Klavier.

Die Mutter vernahm erst nichts von dem Gesang als ein helles, weiches Klingen voll Innigkeit.

Ihre Gedanken ruhten nicht.

Ja, das Mädchen da vor ihr war nun kein Kind mehr. Das ließ sich nicht mit ein paar Worten beschwichtigen, ablenken oder täuschen wie ein Kleines.

Dieser werdende Mensch verlangte Wahrheit und hatte ein Recht, sie zu hören.

Sie fühlte, sie mußte sich in verschiedenen Dingen auf einen festen, klaren und wohldurchdachten Standpunkt stellen, von dem aus sie Antworten gab. Und die Wahrheit durfte dennoch nicht nackt vor diesen unerfahrenen Augen stehen, durfte die junge, zarte Seele nicht verwunden.

Dazu brauchte sie Sammlung und Kraft. Mußte ihr ganzes Leben überdenken und ihre Ehe.

„Und eine weiße Rose
Leg' schweigend auf mein Grab,
Weil ich ja hoffnungslose
Geliebt dich hab' . . .“

„Mein Kind, was singst du denn für ein trauriges Lied?“

Das junge Mädchen wandte sich lebhaft um.

„Das ist mein Geschmack. Ich wähle mir bestimmt einmal eine hoffnungslose Liebe. Die muß schrecklich schön sein! Die Mädchen sagten's immer, und ich glaube es auch.“

Frau Karline lächelte.

Das waren wilde Pensionatsblüten, die bald abwelken würden.

„Mein Lieblingslied von Peter Cornelius möchte ich hören, Karla! ‚Das Veilchen.‘ Du singst es so lieblich, geradeso, wie es gesungen werden muß: zart und duftig.“

Aus dem jungen Mund klang das schöne Lied in vollem Reiz.

Als es zu Ende ging, vernahm man vom See her die Stimme Hattingers.

Hinter ihm stapften schwerfüßig eine Anzahl Leute mit Gerätschaften. Er sprach mit ihnen, und seine Stimme drang scharf durch die offene Verandatüre ins Zimmer zu den beiden Frauen.

Karline richtete sich vom Diwan auf, in den sie sich behaglich hineingeschmiegt hatte, setzte sich steif an den Tisch und langte nach einem Haushaltbuch, das auf einem Regale daneben lag.

Karla klappte den Deckel des Instruments zu, nahm sich eine Handarbeit und setzte sich auf einen Stuhl zur Seite der Mutter. Sie war wie verwandelt. Die süße Naivität von vorhin aus Haltung und Miene war geschwunden und leise Unsicherheit dafür bemerkbar.

Schatten, die der heimkehrende Herr von Halleck vorauswarf.

Feinfühlige Naturen überfällt leicht die Scham, wenn sie in jemandes Nähe leben, der vom ersten Morgengrauen bis in die Nacht unausgesetzt tätig ist. Sie bringen es nicht fertig, müßig zu sein angesichts des Fleißes des anderen.

So war's Karline ergangen, und das gleiche Empfinden schien das Mädchen zu bedrücken.

Hattinger trat mit Schaftstiefeln ins Zimmer, die bis zu halber Höhe mit Erdkrusten bedeckt waren; auch seine Joppe starrte davon.

Mit kurzem Gruß ging er quer durch den Raum, in dem alles verstummt war, das Geplauder, das Lachen und Singen. Nur die Flötentöne einer Amsel kamen von draußen herein.

Er öffnete die Türe zu seinem Gemach und schlug sie hinter sich zu, daß es schmetterte.

Karla blickte die Mutter beklommen und fragend an.

„Papa ist nervös seit einiger Zeit; er hat viel Ärger," entschuldigte sie ihn und malte mit gequälter Miene Linien und Kreise auf das Löschblatt.

Immer wieder stieg das Bild ihres Vaters zum Vergleich mit Stephan herauf. Nie hatte der im Arbeits-

anzug dieses Zimmer betreten und gar als Durchgang zu dem seinen benutzt, weil es näher war als über die Hintertreppe. Sie gedachte schmerzlich noch oft der warmen, artigen Höflichkeit, die er der Mutter gegenüber in jeder Stunde gezeigt, der vielfachen Rücksichten, die er auf sie genommen, obwohl sie so gut wie arm ins Haus gekommen.

Und auch er war bis auf die letzten Jahre, wo Alter und Krankheit ihn marterten, ein tüchtiger Landwirt gewesen, und sie hatten gut gelebt und nichts entbehrt.

Auf dem Haargarnteppich sah man die Schmutzkonturen jedes Schrittes, den Stephan gemacht.

Hattinger kam nach einer Weile aus dem Zimmer mit frischem Kragen, sauberem Jackett und Schuhwerk. Darauf bestand Karline mit unbeugsamem Willen, und er hatte sich nach und nach dazu bequemt.

In den elf Jahren war eine bedeutende Änderung mit ihm vorgegangen. Seine Gestalt war stark, breit und wuchtig geworden. Den schweren Tritt seiner Füße hörte man, so wie man seiner braunen Hand die brutale Kraft ansah. Sein Bart war stark meliert; seine Augen steckten klein in dem braunroten, feisten Gesicht, in dem bei allem Ernst und einer gewissen Gewecktheit nichts von einer geistig höheren Richtung zeugte.

Man erkannte auf den ersten Blick, daß er ein starker Esser war, daß er im Essen einen Genuß fand, dem er keinen anderen gleichstellte.

„Das einzige Vergnügen in dieser Einöde!" pflegte er zu sagen, und Karline wußte längst, daß, was man Heimatliebe nennt, in ihm im Lauf der Jahre nicht erwachsen war. Bei aller Hingabe an die Arbeit hatte er sein Werk nicht lieben und leider auch den wahren Segen der Arbeit nicht kennen gelernt.

Die enge, innerliche Verbindung mit Boden und Wald und dem gesamten Besitz, wie sie ihre Eltern empfunden, und die auch sie spürte, dieses unaussprechlich tiefe Gefühl, auf eigener Scholle zu leben, kannte er nicht, war ihm fremd geblieben. Er sah in dem Gut nur ein ergiebiges Arbeitsfeld, eine Art Melkkuh, von ihm allerdings — um der Erträgnisse willen — vortrefflich gehalten.

Er zog die Uhr.

„Es ist bald Zeit. Ich spüre einen mordsmäßigen Hunger."

„Zehn Minuten mußt du dich noch gedulden, Stephan! Die Köchin hält sich streng an die Stunde. — Du hast Ärger gehabt?" fragte sie, nach einem Blick in sein mürrisches Gesicht.

„Ärger zum Hautplatzen! Wenn man nicht überall dabei ist, nimmt das hilflose Gewurstel gar kein Ende. Dabei ist kein Mensch etwa unwillig. Nun gibt es an sich doppelte Arbeit mit den Hügeläckern drüben, da in der scheußlichen Winterkälte die ganze Saat erfroren ist. Es geht eben nicht vorwärts. Und die Zeit steht nicht still."

Karline hatte behutsam die Verandatüre herangezogen. Daß ihre Ehe nach außen in leidlicher Form blieb, war allein ihr Bestreben und Verdienst.

„Ja, ich glaub' es. Du brauchst aber auch so viele Hilfskräfte. Immer und überall tüchtige, erfahrene Menschen zusammenzubringen, ist ein Kunststück."

Die Mutter gab Karla einen Wink: „Bitte, bring' den Brief hinunter, Kind! Er soll morgen mit dem Milchfuhrwerk zur Post hinuntergenommen werden."

Dann wandte sie sich ihrem Gatten wieder zu: „Du bist überanstrengt, Stephan. Die Jahre voll unausgesetzter Tätigkeit rächen sich. Du hast dir zu viel aufgeladen."

Hattinger machte eine ungeduldige und verächtliche Geste.

„Ach was, der alte Sermon! Verschon' mich damit! Ich hätte mich wie ein Schlappmann da hereinsetzen und fortquasteln sollen in der alten Manier bis ans Lebensende. Das wäre nach deinem Geschmack gewesen!"

Karline schwieg.

Er war wirklich angegriffen; leicht gereizt, wurde er in der letzten Zeit oft über Gebühr heftig. Nervösen Menschen gegenüber ist Stummsein die einzige Rettung. Sonst fügt sich Streit an Streit.

Er hatte in den letzten Monaten mehrere Mißerfolge in seinen Betrieben erlebt. Nennenswertere. Kleinere sind ja unvermeidlich. Mit denen rechnete man. Größere treffen. Darunter war ein nicht unbedeutender Brand in der Brennerei, der noch mehr Schrecken als Schaden anrichtete, gewesen. Ob irgendwo ein greifbares Verschulden zugrunde lag, oder ob es ein Mißgeschick war, wie es oft plötzlich eintritt, oder ob er selbst nicht mehr so umsichtig war wie früher, das ließ sich schwer entscheiden. Er hatte im letzten Jahre mit erhöhter Leidenschaft getrunken.

Mißerfolge war Hattinger nicht gewöhnt. Bisher hatte er fabelhaftes Glück gehabt, und das schien ihm so selbstverständlich, daß ihn jede Störung erbitterte.

Die freundliche Stimme Karlas rief zum Abendtisch.

Das Gesicht des Mannes hellte sich auf.

Er eilte vor seiner Frau über die Schwelle.

„Was gibt's?" fragte er hastig über die Schulter zurück.

„Junge Tauben, Stephan!"

„Also doch etwas nach des Tages Elend. Hoffentlich ist heute der Wein gut gekühlt."

Sie hatten zur Hälfte abgegessen, als sich auf dem Hofe Lärm erhob.

Hattinger hob den Kopf und lauschte unwillig.

Karline stand schon am Fenster und öffnete.

„Feuer — Feuer!“ scholl es herein. „Da drüben!“

Sie wandte den Kopf.

Im Süden bemerkte man einen hellen, unnatürlichen Schimmer.

Hattinger warf Messer und Gabel hin, sprang auf und trat an die Seite seiner Frau.

„Ein Waldbrand! Wahrscheinlich der Eichwald — dort ist heute Holz geschlagen worden; die Leute haben geraucht und sind leichtsinnig mit dem Feuer umgegangen.“

Er riß die Serviette aus dem Kragen, goß hastig ein paar Glas Wein hinunter und eilte fort.

Die Leute rückten mit Hacken, Spaten, Beilen und Sägen aus.

Er telephonierte noch nach dem Dorfe unten um Beistand, dann nahm er selbst ein Werkzeug über die Schulter und lief am See hin, den Wäldern zu.

Am Brandplatz waren schon von den näheren Orten Bauern herbeigeeilt, die Hand anlegten; die Feuerwehr vom Dorfe stellte sich bald ein.

Das Feuer lief rasend schnell am Boden dahin; noch stand dürres Gras zwischen den jungen Kräutern, und das darüber verstreute Reisig fing wie Zunder.

Die alten Eichbäume trugen neben den zum Aufbrechen bereiten Knospen noch das alte, dürre Laub an den Ästen. Ihre Kronen flammten gleich Stroh auf.

Eine Gigantenlohe sandte Glut und Leuchten gen Himmel, und Karline und das Mädchen beschauten von der Veranda aus das grausig schöne Bild.

Bis nach Halleck her strahlte der Reflex. Die Front nach dem See zu war rosig angeglüht.

Die Wildenten im Schilf schnatterten und flogen un=

ruhig auf. Vögel strichen mit ängstlichen Lauten durch die Nacht.

Der Morgen dämmerte, als die Mehrzahl der Helfenden von der Brandstätte abziehen konnte.

Durch Abgraben und Fällen der Bäume hatte man das wütende Element eingedämmt. Rundum standen Buchenwälder, die von jungem Saft und grüner Laubfülle strotzten; da fanden die leckenden, fressenden Feuerzungen keine Nahrung. Rauchgeschwärzt, naß und schmutzig langte Hattinger daheim an.

Sein derber Schritt hallte durch das stille Gebäude.

Karline trat im Schlafrock auf die Schwelle und blickte ihn fragend an.

„In der Hauptsache zu Ende. Ein paar Leute sind zur Wache noch draußen. An zwanzig Tagwerk kaputt!“ sagte er rauh.

„Kann ich dir nicht helfen? Willst du eine Erfrischung, Stephan?“ sprach sie, nachdem sie ihr Bedauern ausgedrückt, denn es waren prachtvolle alte Eichen gewesen, die das Feuer zerstört hatte.

„Ich danke!“

Kurz und unfreundlich drehte er sich und verschwand in seinem Zimmer.

Drei Wochen später saßen Mutter und Tochter am Frühstückstisch. Sie warteten auf den Vater.

Sonst nahm er den Morgenimbiß nie mit ihnen. War meistens längst schon außer Haus, und wenn die beiden sich zum ersten Frühstück niederließen, hatte er Verlangen auf ein zweites und ausgiebiges.

Während der Nacht hatte ein Pferd gefohlt, und das war schlimm abgegangen. Das Fohlen war tot, mit der Stute stand es schlimm.

Hattinger verließ den Stall nicht.

Die Fenster des Eßzimmers waren geöffnet. Die Morgensonne schien herein.

Schweigend sahen Mutter und Tochter hinaus, über den grünen Hang, den freundlichen, silbernen See, auf dem das Entenvolk lustig und frühlingsfroh umherschwamm — die Wälder jenseits, die in den lichtblauen Himmel zu tauchen schienen.

Karline nahm endlich die Haube von der Kaffeekanne.

„Kind, wir wollen anfangen. Spring noch schnell zum Papa und frag', ob er noch nicht kommen kann. Zum knappen Frühstück wenigstens."

Das Mädchen stand auf, tat einen halben Schritt, wandte sich dann zurück: „Darf ich die Lene zu ihm schicken und fragen lassen?"

„Darfst du auch," antwortete die Mutter und hob den Blick nicht vom Tisch.

Sie merkte es wohl: Karla mied den Vater, wenn sie konnte.

Als Kind hatte sie sich gefürchtet vor ihm, war ihm jedoch nach der Pensionatszeit mit einer gewissen Unbefangenheit entgegengekommen, die sich freilich angesichts seines gereizten, unfreundlichen Wesens rasch verflüchtigte.

Das Mädchen liebte ihn nicht. Konnte ihn nicht lieben. Das begriff die Frau zu gut, denn da waren weder Blutsbande, noch persönliche Guttat seinerseits, keine warme Güte, geschweige Liebe, die Liebe weckt.

Wenn sie manchmal Karla beobachtete, die in der Nähe des Vaters in stummer Blässe saß, kam ihr eine heiße Angst, das Mädchen könne früher oder später in einen schmerzlichen Konflikt mit sich selbst und ihrer Kindesliebe geraten. Sie hatte einen unruhigen und seltsamen Funken im Auge.

Eben waren sie mit dem Essen fertig, als Stephan eintrat, ganz gelb im Gesicht.

Seine Frau bereitete ihm flink frischen Tee.

„Was ist's mit dem Tier?"

„Krepiert!" erwiderte er kurz und barsch und schlang Fleisch und Brot hinunter mit geistesabwesender Miene.

Karline sah, daß ihm der neue Schaden tief ging, nicht nur als Fall an sich, sondern als Erscheinung in einer Reihe von Ereignissen, die ihn erst verstimmten, dann verdrossen und nun erbittert machten.

Fast tat er ihr leid. Sein unermüdlicher Fleiß hatte ihr Achtung abgezwungen, wenn auch nicht gleich das Ziel dieses Fleißes.

Aber sie schwieg.

Er war jetzt immer so heftig und wahllos in seinen Reden, und das bestgemeinte Wort ließ ihn auffahren und derb werden. Das wollte sie nach Möglichkeit, um des Mädchens willen, vermeiden.

Doch nach einer Weile begann er selbst, die Silben zwischen den Zähnen hervorstoßend, und mehr zu sich als den anderen sprechend: „Das Fohlen ist futsch. Die Mutterstute auch. Kosten mit dem Tierarzt, der mir nichts geleistet hat und nur spazieren gefahren ist. Statt Nutzen Schaden und dazu Ärger — und nochmals Ärger zum Bersten!"

Seine Augen, die gläsern und verquollen waren von der Schlaflosigkeit der letzten Nacht und auch dem vermehrten Trinken der letzten Monate, sahen unheimlich aus.

„Nun wirtschafte ich einundzwanzig Jahre hier, und bis vor kurzem ist mir nicht einmal passiert, was sich nun in Wochen häuft. Mein Glück hat mich verlassen! Auch mein einundzwanzigstes Lebensjahr war ein ver-

trackes. Unglücksziffer für mich! Jetzt heißt's haltmachen! Noch heute schreibe ich an eine Agentur in München um einen Pächter oder Verwalter. Egal, was. Nur einer, der rasch kommt. Ich will weg! Halt's nicht mehr aus in dem Krähwinkel. Nun ist die Zeit um! Nun hab' ich genug! In vier Wochen sitz' ich nicht mehr an dem Tisch, so wahr es einen Herrgott gibt, der mich augenblicklich wie einen schlechten Jagdhund beutelt! Aber ich wisch' ihm aus! Jetzt gleich schreibe ich —"

Das Mädchen umfaßte entsetzt die Armlehne des Stuhles. Karline war totenbleich geworden.

„Du bist im Zorn, Stephan. Der geht vorbei. Tu jetzt nichts. Nichts Übereiltes. Du würdest es bereuen. Beruhige dich und besinne dich."

„Ja, so seid ihr Frauenzimmer!" fuhr er auf. „Unlogisch — inkonsequent! Erst das ewige Gerede: ‚Du arbeitest zu viel. Du hast dir zu viel aufgebürdet! Und jetzt, weil ich bereit bin, aufzuhören, jetzt ist's wieder nicht recht. Aber ich scher' mich nicht darum!"

Karline wäre am liebsten stumm geblieben. Doch sie wußte, so wie er augenblicklich gestimmt war, reizte ihn auch ihr Schweigen. Er brauchte jemand, an dem sich seine hochgradige Erregung entlud.

Mit den Augen winkte sie Karla, sie möge das Fenster schließen und dann gehen.

Das Mädchen klappte die Fensterflügel zu, trat dann aber neben sie, faßte sie bei der Hand, und ihre Blicke flehten: Laß mich bei dir!

„So hab' ich es ja auch nie gemeint!" sprach die Frau mit zitternden Lippen und kaum beherrschter Stimme weiter. „Du mußt mich doch verstanden haben. Mir war es nicht recht, daß du alles so erweitert und ausgedehnt hast und dabei ständig dich abhetzen mußtest. Und meine

auch jetzt, du sollst dir die gehabten Verluste nicht so zu Herzen nehmen. Wir sind doch nicht so daran. Derlei kommt vor. Deshalb brauchst du die Flinte nicht so jäh wegzuschleudern. Spanne einmal für vier Wochen aus — mache eine Reise, erhole dich, erfreue dich an anderen Eindrücken, hier geht es schon die kurze Zeit ohne dich. Und dann kannst du ruhig und gelassen noch ein bis zwei Jahre weiterschaffen — und in dieser Zeit dich mit Bedacht und Überlegung nach einem passenden, tüchtigen Verwalter umsehen. Einen Pächter nimmst du nicht. Der entfremdet uns unser Eigentum und schädigt es vielleicht aus Eigennutz. Bei einem Verwalter hast du die Zügel in der Hand, und dir bleibt eine Tätigkeit, denn ohne eine solche kannst du, an Arbeit gewöhnt, so plötzlich gar nicht leben, ohne Schaden zu nehmen. Das Nichtstun würde dir auch nicht gut tun. Gewiß nicht! Glaube es mir."

Er lachte grimmig und komisch. „Deine Sorge um mich ist rührend. Ein Trottel glaubt daran. Ich bin aber keiner."

Er stand auf, stützte sich mit beiden Fäusten auf das Damasttuch, daß es sich unter dem Druck faltete, und beugte sich über den halben Tisch. Auf seiner breiten, eckigen Stirne, die durch einen leichten Haarausfall noch massiger und trotziger geworden war, lagerte heller Hohn.

„Bist ja schneeweiß im Gesicht, vor Angst weg zu müssen. Bist ja verliebt in die Froschlake da drunten! Ich nicht. Ich habe herausgeholt, was herauszuholen war. Hab' in den letzten Jahren ein bißel geräubert — jawohl. Nun soll mal ein anderer so dumm sein wie ich und sich schinden. Ich hab' einen Ekel davor. Schon eine Weile drückte er mich, und wenn ich ihn auch hinunterwürgte, er war in mir. Nun ist Schluß! Ich hab'

mich abgerackert genug, an Leib und Seel', mit Arbeit und Verdruß."

Er schlug auf den Tisch. Sein Gesicht machte einen häßlichen, bösen Eindruck. Seine angeschwollenen Augen funkelten.

Karline schluckte alles, was sie hörte und was das Gehörte in ihr aufwallen ließ, mit übermenschlicher Überwindung hinunter.

In ihr klopfte die Angst, nun Knall und Fall von hier fort zu müssen, in einer engen Stadtwohnung mit ihrem Manne so nahe beieinander zu leben. Abgesehen von ihrer Liebe zum heimatlichen Besitz und der Sorge, er möchte in schlechte, gleichgültige Hände kommen, war ihr der Gedanke furchtbar, neben dem müßigen Gatten zu leben, der sich in den Stadttrubel stürzen würde. Und Karla, das jungfräuliche Kind, befand sich in der Stadt viel mehr auf dem Boden, wo Liebe und Heirat gedeihen. Sie verlor sie voraussichtlich nicht nur früher im geistigen Sinn, es trat auch leichter die Lage ein, die sie zwang, Karla die Erlaubnis zu einer Ehe entweder grausam zu verweigern oder dem Mädchen alles zu offenbaren.

Sie beherrschte sich mit allen Kräften. Jetzt war ihr Mann außer sich. Seine Nerven bebten, und mit jedem Worte griff man fehl.

Zu einer späteren Stunde ließ sich wohl eher mit ihm reden.

Diesmal half ihr kluges, gefaßtes Schweigen nicht viel.

„Heute noch, jetzt gleich, wenn der Wagen mit dem Tierarzt eintrifft, fahre ich nach München und bring' die Geschichte in Gang! Schnell will ich's loshaben."

Das war ja Unsinn. Das konnte und durfte er nicht tun. Ohne ihre Einwilligung nicht. Nie und nimmer!

Ihr Herz schlug wie ein Hammer.

Aber was nützte ihr, wenn es zur Entscheidung kam, eine Weigerung?

Sie sah in sein fahles, von grimmiger Entschlossenheit zeugendes Gesicht.

Er machte Miene, das Zimmer zu verlassen.

Wenn er hinging und ausführte, wozu es ihn trieb, was dann?

Sie hatte ihm die volle Herrschaft über Halleck freiwillig überlassen; in derselben Art würde sie am Ende ihre Zustimmung zu allem geben. Kämpfen — streiten — das lag ihrer Natur fern, ungleich näher stummes, wehes Verzichten. Das hatte sie gelernt.

Man hörte das Anrollen des Wagens; er kam dumpf über die Brücke, die über den Seeabfluß gezogen war. Und Feldmann gab Laut.

Da öffnete sich Karlines bebender Mund zur Bitte.

„Stephan! Es ist ja gut. Ich habe nichts dagegen, ziehen wir in die Stadt, für Jahre, meinethalben für immer."

„Ah, du erklärst dich bereit? Großartig! Ich bin der Herr! Ich bin dein Mann! Du hast mir zu folgen, wohin ich gehe!"

Sie verlor ihre äußerliche Ruhe nicht. Sah keinen normalen, sondern einen maßlos und krankhaft erregten Menschen vor sich, der nur Sanftheit vertrug.

„Gewiß, Stephan. Nur überstürzen sollst du nichts. Darum bitte ich dich. Einzig um das. Unternimm heute nichts und auch morgen nicht. Ich bitte dich herzlich! Sieh, ich leugne es ja nicht, wir sind gerne hier, Karla und ich. Wir gingen in Schmerzen weg. Jetzt, so unvermittelt, in bitteren Schmerzen. Laß uns an den Gedanken gewöhnen. Ein Jahr nur! Ein halbes meinetwegen! Was ist ein halbes Jahr? Dann in Gottes Namen! Dann

ist es ja auch langsam eher Zeit, daß Karla in die Welt hinauskommt und sie und die Menschen kennenlernt."

„Karla?"

Die Nüancen, mit denen er diesen Namen in ihre Worte hineinrief, und der Blick, der ihn begleitete, trafen Karlines Herz mit schneidendem Schreck.

Hohn, Trotz und Verachtung lohten aus den grellen, rotgeäderten Augäpfeln und schienen zu sagen: Um dieser fremden Kreatur willen tu' ich nichts und lass' ich nichts. Geh' ich nicht und bleib' ich nicht. Die ist mir Luft!

Was sie geahnt und sich in manchen nachdenklichen Stunden heimlich eingestanden und doch wieder nicht geglaubt hatte, bestätigte ihr dieser Augenblick.

Er haßte das Mädchen ebenso, wie sie es liebte.

Wahnsinnige Angst erfüllte sie. An dem Haß sah sie hellsichtig ihren innigsten und heiligsten Lebenswunsch, ihr Liebeswerk, ihr einziges Glück zerbrechen.

Sie erhob sich jäh, kreidig im Gesicht, die Züge angstvoll verzerrt — und fiel auf den Stuhl zurück und von da auf den Boden.

Karla, die am ganzen Leibe bebend neben ihr gestanden, noch immer ihre Hand haltend, und soeben noch einen gewaltsamen Druck dieser Hand verspürt hatte, wurde mit niedergerissen.

Sie raffte sich auf und warf sich weinend über die Regungslose.

„Mama, Mama!"

Hattinger kam bestürzt und rasch um den Tisch, schob das Mädchen weg und hob Karline mit dem Oberkörper in die Höhe.

Sie öffnete die Augen, und ihr Mund lallte.

Aber man verstand kein Wort.

Nur die Blicke suchten Stephan und gingen von ihm

zu ihrem Liebling und wieder zurück zu ihrem Gatten mit dem sprechenden Ausdruck eines rührenden, zärtlichen Flehens.

Der Mann sah mit Grauen in das veränderte Gesicht.

„Ans Telephon!“ schrie er Karla an. „Doktor Wolff! Sofort!“

Sie flog.

Bis der Gerufene eintraf, wußten es längst alle auf Halleck: die Gutsfrau war tot.

Vier Wochen später saß Hattinger nicht mehr an einem Tische, der in Halleck stand. Er hatte jedoch weder verpachtet noch einen Verwalter über das Gut aufgestellt, sondern es kurzerhand vorteilhaft verkauft.

Karline ruhte draußen im Dorfkirchhof bei ihren Eltern. Unter einer Trauuresche, die über das Grab wie ein Mantel hing. Als wollte sie diese Ruhestätte der aus den menschlichen Reihen Geschiedenen und bereits abseits Gelegten noch einmal abschließen von der Welt und ihrem Lärmen und Hader.

Hattinger wohnte mit Karla in München, zunächst in einer Pension.

Er hatte sich, nach seinem Vorsatz seinerzeit, ordentlich „gemausert“. Kleidete sich elegant, sah gepflegt aus, und verhältnismäßig jung; denn der melierte Vollbart war verschwunden, Lippen und Wangen waren glatt rasiert, nach amerikanischer Mode, und das Haupthaar gefärbt. Nach Möglichkeit suchte er etwas von der einstigen strammen Haltung zurückzugewinnen. So schnell gelang es allerdings nicht, den „Landjunker“ zu verleugnen. Aber er war „protzige“ Ausgabe. Imponierend!

Er lebte! Lebte wie einer, der lang unter Durstqualen gelitten und dann den vollen Becher ansetzt und gierig

trinkt. Das Geld, das er mit Hingabe seiner Kräfte und aller Bequemlichkeiten errungen, glitt ihm ziemlich leicht aus den Fingern.

Er war bald zu Hause in den feinen Restaurants, Bars, Variétés und den Theatern mit gehaltlosen, aber pikanten Stücken. Hatte da ein paar oberflächliche Freunde rasch gefunden, genoß alles mit ungeschwächten Kräften.

Das war ein Dasein nach seinem innersten Geschmack: uneingeschränkte Willensfreiheit und keinerlei Rücksicht gegen wen und was.

Das Gut war mit Stumpf und Stiel verkauft worden. Außer der Garderobe und Wäsche waren nur wenige Kleinigkeiten mit nach München gewandert. Pietät oder Anhänglichkeit an Gegenstände, die ihn jahrelang, in diesem Falle jahrzehntelang umgeben hatten, kannte Hattinger nicht. Er bestätigte täglich mit heißer Lust seine Besitzlosigkeit. Da war kein Schuh Erde, kein Gerät, kein lebendes Wesen, die ihm Sorge und Mühen bereitet hätten.

Um Karla kümmerte er sich so viel wie nichts. Er legte sie von Zeit zu Zeit mit ein paar Phrasen der Pensionsinhaberin Frau Moralt ans Herz, wechselte mit ihr gleichgültige Worte und überließ sie sich selbst.

Was mit ihr werden sollte, wußte er jetzt noch nicht. Fragte sich gar nicht. Das kam später daran. Erst wollte er den ersten Durst stillen.

Karline war vergessen.

Das Mädchen verließ ihr Zimmer kaum. Sie lag stundenlang auf dem Diwan und weinte. Konnte nichts als weinen. Der Schlag, der ihr junges Herz und ihre jungen Sinne getroffen, war zu unerwartet und zu furchtbar gewesen.

Ihr Körper vegetierte; ihr Geist lebte einzig in der

Vergangenheit und nahm keinerlei Eindruck der Gegenwart auf.

Frau Moralt empfand bald tiefes Erbarmen mit dem jungen Geschöpf, das da so einsam, verlassen und unglücklich zwischen den vier Wänden atmete, wie eine Gefangene oder eine Nonne.

Sie erwies ihr kleine Aufmerksamkeiten, stellte ihr freundliche Sträußchen ins Zimmer, die ihr Gemüt erhellen sollten, und leckere Schlagsahnespeisen, denen nicht leicht ein Mädchen widersteht.

Aber die Blumen verdorrten rasch, weil ihnen Karla kein Wasser gab, und der schöne Sahnenschaum verwässerte.

Doch Frau Moralt ließ nicht nach mit gütiger Zurede.

Sie war eine gebildete Frau. War die Frau eines höheren Beamten, der sie erst im Ruhestand geehlicht und nach seinem Tode ihr nichts hinterlassen hatte als eine schöne Einrichtung. Mit der hatte sie die Pension geschaffen.

Sie besaß feines Empfinden und wußte, wie man leidende Seelen behandelt.

Endlich brachte sie es so weit, daß Karla die Blumen pflegte und die süßen Sachen aß, wenn auch vorerst mechanisch, wie in Gehorsam und Dankbarkeit für die bewiesene Güte.

Als die Wochen so hinflossen, und von seiten ihres Pensionärs Hattinger, der sich sehr wenig zu Hause aufhielt, nichts geschah für das Mädchen, als daß er dafür bezahlte und selten einige Minuten mit ihm sprach, tat sie noch mehr.

Sie trat nach Tisch bei dem Mädchen ein.

„Fräulein Karla, gehen Sie doch nur ein bißchen an die Luft. Tag für Tag im Zimmer, da müssen Sie ja

krank werden. Sehen Sie, wie herrlich es draußen ist. So lachende Augusttage, voll Sonne und Schönheit. Es würde Ihnen gut tun. Wenn jetzt ein Witterungsumschlag eintritt, dann haben wir hier in München mit einem Male Herbst, und es kommt die nasse, garstige Zeit. Benützen Sie das Prachtwetter."

„Nein, nein!"

Karla wehrte ab. Ihr feingeschnittenes Gesicht war vergrämt, das Kinn so spitz, Nase und Augen verschwollen vom ewigen Weinen.

„Sie ruinieren sich, allerbestes Fräulein. Die Gesundheit und das Hübschsein leiden. Sie gehen vielleicht nicht gern allein? Ich habe eine kleine Besorgung zu machen, schließen Sie sich mir an."

Karla blieb teilnahmlos.

Frau Moralt merkte, wie gleichgültig und lässig das reiche, schwarzbraune Haar aufgesteckt war. Lieber Himmel, das arme Kind verkam ja!

„Fräulein Hattinger," begann sie eindringlich, „Ihre Frau Mutter hat Sie sicher sehr liebgehabt, weil Sie ihren Verlust so tief betrauern. Sie war gewiß stets zärtlichst besorgt um Sie, um Ihren Körper und Ihre Seele. Was würde sie nun sagen, wenn sie sehen könnte, wie Sie mit sich und Ihrem Wohlbefinden verfahren. ‚Mein gutes Kind, ich habe dich mit so viel Liebe und mancher Mühe großgezogen, und du vernachlässigst dich so leichtsinnig. Das tut mir weh. Reicht meine Macht über dich nicht weiter, als bis ich die Augen schloß?' Nun, sie schaut vielleicht herüber vom Jenseits und sieht Sie mit Schmerz. Nur sprechen kann sie nicht zu Ihnen. Oder — vielleicht auch, wenn Sie so recht hinhorchen, vernehmen Sie in sich doch die geliebte Stimme. Denn wenn die uns teuren Menschen auch von uns scheiden,

weil es so Gottes Wille ist, in uns bleiben sie ja lebendig und wirken fort. Sie sollen und wollen es wenigstens. Aber wir mögen sie oft nicht mehr hören."

Das Mädchen hatte die Frau eine Minute groß angeschaut, und diese dachte sich betroffen: Ach, wie himmelsgroß und wundertief! Als blicke man in zwei unergründliche, dunkle Seen. Dann warf Karla die Arme um den Hals der ältlichen Dame und schluchzte heftig.

Sie fühlte, daß die Frau es gut mit ihr meinte. Nachher machte sie sich fertig und ging mit.

Von da wandelten die beiden, die kleine, behende, etwas rundliche Frau und das in seiner Trauerkleidung fast überschlanke, still schreitende Mädchen, täglich ein Stündchen durch die Maximiliansanlagen, in denen bunte Blumenbeete leuchteten, dem Hofgarten zu, wo die Springbrunnen plätscherten, die Finken schmetterten und die Tauben von niedlichen kleinen Kindern gefüttert wurden, hinein in den Englischen Garten, der noch voll frohem Sommerleben war.

Im Anfang hüllte sich Karla ängstlich in den schwarzen, dichten Kreppschleier, als wolle sie die Welt nicht in vollem Glanze sehen oder sich abgeschlossen halten von dem lebhaften Treiben.

Die graziöse Neigung ihrer großen, zarten Gestalt war verstärkt; der Gram drückte sie der Erde zu.

Teilnahmlos und stumm blieb sie die ersten Male, hatte für nichts einen Blick oder ein Ohr.

Nach einer Zeit öffnete sich ihr Auge für betrübende Dinge und solche, die ihr Schmerz bereiteten, wie die Blumen, die von den Frauen an den Ecken feilgeboten wurden. Wehe, wenn eine heimatliche darunter war. Solche, die in Landgärten und in Wiesen und Feldern wachsen. Der Anblick schnitt ihr ins Herz.

Sie sah Halleck und die saftigen Gründe rundum, mit dem mannigfaltigsten Flor bestanden, den See mit seinen weißen, schwimmenden Rosen, die weiten, behaglichen Wohnräume mit den verschiedenen Sträußen geschmückt, die sie und die Mutter auf Spaziergängen gesammelt, sah die Mutter, mit dem Glanz der Liebe für sie in den Zügen.

Gesichter, in die Entbehrung, Schmerz und Kummer sich eingeschrieben hatten, weckten einen Gleichklang in ihr. Ihr leidet wie ich, dachte sie.

Auf Bettelkindern blieb ihr Auge haften. „Ärmer könnt ihr nicht sein als ich! Neben euch schreitet eine Frau mit zerrissenen Schuhen, häßlich und schmutzig; aber sie ist eure Mutter und hat in der Brust ein Herz für euch. Ihr geht heim, in ein kaltes, elendes Loch vielleicht, doch ihr seid zu Hause! Wo bin ich's? — Jeder Gegenstand um mich ist eines anderen Menschen Eigentum! Und niemand sorgt sich um mich als diese Fremde neben mir, vom Mitleid mit meiner Verlassenheit bewegt."

Sie hatte das Gefühl, als sei sie völlig verlassen auf Erden. Darüber peinigten sie Schmerz und Furcht. Und wie oft sie sich auch sagte: Ich habe meinen Vater. Und wenn er mich auch nicht so liebhat, wie wohl viele andere Väter ihre Kinder lieben, so ist er doch mein Vater. Er wird für mich sorgen, wird mich beschützen.

Warum er sie wohl nicht liebte?

Das war von ihr in den zahlreichen Stunden des Alleinseins herausgegrübelt worden.

Weil ich ein Mädchen bin. Kein Erbe, dem er jetzt, da er wirtschaftsmüde geworden war, das Gut hätte übergeben können.

Er hatte einst gewiß einen Knaben gewünscht und erwartet. Die Enttäuschung konnte er nie verwinden. Dafür mußte sie büßen.

Darum dies leidenschaftlich zornige „Karla?" in jener schlimmen Stunde, die ihr die Mutter entriß, und das besagen sollte: Um dieses dummen Mädchens willen tu' ich nichts, was mir nicht paßt.

Und der Vorwurf und der Schmerz über die Lieblosigkeit gegen sein Kind hatten der Mutter das Leben geraubt.

Was konnte sie dafür, daß sie ein Mädchen war?

Langsam taten dann Luft und Sonne, der freundliche Zuspruch der Frau Moralt und die Zerstreuung, die ihr Gemüt genoß, doch ihr Werk. Und die eigene Natur half mit. Karla erwachte für die neue Umgebung und nahm Anteil daran.

Sie schlug den schwarzen, dichten Schleier hoch.

„Lassen Sie doch die frische Luft an Ihr Gesichtel, liebes Fräulein!" hatte Frau Moralt immer wieder gemahnt und es endlich erreicht.

Sie sah mit großen, stillen, staunenden Augen umher, als sei eine schwere Betäubung von ihr gewichen.

Das Liebigdenkmal in den Anlagen zog sie besonders an. Oft blieb sie stehen davor, die feuchten Blicke darauf gerichtet.

Als die beiden Frauen sich einmal zu kurzer Rast auf eine Bank in der Nähe setzten und Karlas Augen nicht abließen von dem Standbild des Gelehrten, fragte Frau Moralt verwundert: „Aber, Fräulein, was haben Sie nur mit dem alten Herrn? Gefällt er Ihnen so gut?"

Karla antwortete leise, in träumenden Gedanken: „Als er noch lebte, ist er öfter auf Halleck gewesen. Seine Augen haben den kleinen See, die schönen Wälder und das Gut gesehen — seine Hand hat Mamas blondes Haar gestreichelt. Sie war ein Kind damals und ihr Vater befreundet mit Justus von Liebig. Oft erzählte sie mir's mit großem Stolz, und in ihrem Zimmer hing ein Bild,

sein Porträt, das sie hoch in Ehren hielt. Der berühmte Mann hat es dem Großvater selbst geschenkt."

„Ah so — darum! Ich dachte mir schon, Sie seien in das steinerne Bildnis gar verliebt!" scherzte Frau Moralt, um die wehmütige Erinnerung aus des jungen Mädchens Gemüt zu scheuchen.

„Es gefällt mir auch gut. Seine edle, hohe, geistvolle Stirn, sein grübelnder und doch so gütiger Blick ..."

„Aber ein alter Herr ist's doch. Und kein Stämmchen Bart hat er."

„Das hab' ich gerne," sagte Karla mit sanfter Betonung.

„Ja, jetzt! Aber in ein paar Jährchen wird Ihnen ein Mann mit reicher Bartzier schon besser gefallen."

Karla wehrte fast heftig ab.

„Nein, nein! Mir wird nie ein Mann mit üppigem Bart gefallen."

„Ich bitte Sie, warum?" fragte Frau Moralt überrascht.

Karla antwortete sinnend und ein wenig widerstrebend: „Wer weiß, was unter dem Haarwust sich verbirgt. Der Mensch hat doch die Abzeichen seiner Seele im Gesicht!"

Nun schwieg die alte Dame. Sie erinnerte sich: der Vater des Mädchens war in den ersten Tagen mit einem stattlichen Vollbart eingegangen bei ihr und dann eines Mittags glatt rasiert heimgekommen. Er sah zwar dadurch um vieles jünger aus, aber sie hatte sich sofort abgestoßen gefühlt von dem gewöhnlichen und häßlichen Zug, der um seine Lippen lag.

Auch sein Kind mochte wohl Augen dafür haben.

Die Tränen Karlas flossen nun nur noch des Nachts. Da kam ihr der Schlaf an und für sich schwer. Die

Nachtlaute der Großstadt war sie noch nicht gewöhnt, das dumpfe Rollen der elektrischen Bahnen, das Klappern der Droschken, das Sausen der Automobile und ihre Signale.

Auf Halleck hatte sie in schönen Sommernächten das klingende Rufen der Unken gehört, bei dem sie einschlief wie unter dem Summen eines Schlummerlieds. Gegen Morgen dann, wenn die Dunkelheit sich zu grauer Dämmerung wandelte, vernahm sie fernher das Zwitschern der Waldvögel, das Rucksen der Wildtauben, in der Nähe das Singen der Sensen durchs Gras. Und dazwischen und im Herbst und Winter hatte heilige Stille geherrscht.

Und jetzt strömten, in ihrer großen Verlassenheit, die Tränen nicht allein mehr um die unwiederbringlich verlorene Mutter — um die schöne Heimat —, sondern auch in Groll und Schmerz um den Vater, für den sie kaum noch zu leben schien.

Sie war doch sein Kind! Trotz allem sein Kind.

Hattinger ging nach einem reichlichen Diner in einem der Restaurants die Maximilianstraße entlang an die Isar.

Er hatte seinen fünfzigsten Geburtstag besonders üppig gefeiert und außer dem gewohnten Tischwein eine Flasche Heidsieck getrunken. Sein Kopf brannte. Die Wasserluft, die aufstieg, kühlte ihn angenehm.

An dem eleganten Kai wanderte er abwärts und wieder zurück und sah den Möwen zu, die in Scharen unruhig über dem opalgrünen Wasser schwebten, bald nach Nahrung einfielen und einige Minuten auf der Flut schwammen, bald hochauf stiegen und in der Runde kreisten, scharf hinabäugend nach einem Futterbissen.

Ihr an Kinderweinen erinnerndes Schreien hörte er,

bis er heraufkam an die Brücke. Da verschlang es das Rauschen des Nebenarms der Isar, die, gefaßt von zwei hohen Wänden, auf den glatten, eingefügten Brettern hinabschoß und im Fall schäumend und gischtend ein mächtiges Getöse erzeugte.

Es war Anfang März und ein trüber Tag. Aber dennoch roch man den Frühling. Als ströme der starke Duft des Werdens und Keimens aus den Elementen, aus Wasser, Luft und Erde.

Hattinger zog ihn mit gehobener Brust ein.

Eine Minute lang schloß er die Augen und überließ sich der Illusion: Er sah sich in aller Morgenfrühe über die dichtbetauten Wiesen marschieren, über die fetten Schollen der Äcker, aus deren Furchen die Lerchen aufschreckten unter seinem Tritt. Wie elastisch, kraftstrotzend und unternehmend hatte er sich da gefühlt!

Jetzt dagegen, wie faul und träge war er geworden! Und wurde es immer mehr.

Aus dem Bett kroch er saumselig; um eine Zeit, da früher schon ein halbes Tagewerk hinter ihm lag, machte er unlustig und mit dumpfem Kopf Toilette und ward erst wieder lebhafter, wenn er eine reichliche Mahlzeit eingenommen und eine Flasche Rheinwein getrunken hatte.

Abends dann, so um die Zeit, in der auf Halleck alles zu Bett ging, wurde er erst richtig flott, und Feuer und Lebenslust packten ihn.

Gesünder und frischer war er unstreitig auf Halleck gewesen. Bis auf die wenigen Nachtstunden in augenblendenden Räumen, bei raffinierten Genüssen und sinnereizenden Vergnügungen litt er nun entweder unter den Beschwerden eines überfüllten Magens oder spürte einen benommenen Kopf, wie jetzt.

Ein Schmunzeln lief um seinen Mund. Na ja, ein fideler Karneval lag hinter ihm. Ein tüchtig ausgenutzter Münchner Karneval.

Die Kraft und Menge der Weine, die man da trinkt, die Glut der schönen Frauen, die man nicht ungestraft bewundert, das Feuer der Tänze, die man in kopflosem Wirbel tanzt, setzen dem Stärksten zu.

Er war abgemagert, so hatten ihn die reizenden, rassigen Teufelinnen zum Tanzen gezwungen.

Aber schön war es gewesen.

Unvergeßlich schön!

Und eine alte Bekanntschaft hatte er auf diesem schlüpfrigen Parkett neu angeknüpft: im pechschwarzen Domino, mit gleißendem Perlenglanz darauf, war ihm der „Schatz im Walde" am Arm gehangen, plötzlich, er wußte nicht wie.

Ohne daß sie ihn erkannte in seinet „Mauserung", mit dem bartfreien Gesicht, hatten sie eine Stunde lang geschäkert und er sich ergötzt an ihrem Erstaunen über seine vielsagenden und wissenden Witze.

Er war nicht eine Minute lang im Zweifel gewesen über sie. Sie wirkte bei Licht noch ganz so wie vor zwölf Jahren, als wären's nur zwölf Tage gewesen. Und die pfirsichsamtne Haut, die den darüber streichenden Fingern ein wohliges Gefühl bereitete, die hatte er noch nicht vergessen.

Das Wiedererkennen endlich, nach langem Raten und Suchen ihrerseits, war gebührend gefeiert worden in der blendenden Helle der elektrischen Lichtflut, beim Klange sinnlicher Musik, im Trubel überschäumender Lebenslust.

„Alte Liebe rostet nicht!" Sie lachte, blinkte ihn mit den weißen Zähnen an und blitzte mit den braunen Angel-

haken unter den gefärbten Brauenbogen, und er war schnell wieder eingefangen.

Er war ja nun frei, und sein Streben lief gleich mit dem ihren nach Genuß.

Erst bei ihrem nächsten Zusammensein am Tage sah er unter dem dünnen Schönheitsschleier, daß ihre Haut ein bißchen abgewelkt, ihr Hals ein wenig schlaff war und die Fältchen um Augen und Mund sich um eine Spur vertieft und um einige vermehrt hatten.

Doch noch immer war sie eine flotte Person, eine raffinierte Liebeskünstlerin.

Langsam bummelte er die Maximilianstraße herauf und ließ sich im Café Hoftheater einen „Schwarzen" servieren, der ihm Magen und Gehirn erleichtern sollte.

Hier erwartete er heute Frau Dora.

Es war früh, der Raum noch ziemlich leer.

Er setzte sich ans Fenster, blickte auf den Platz unten, den Fußgänger, Automobile und Equipagen belebten; auf das Denkmal, an dem ein halbwelker Lorbeerkranz hing; auf die Fassade des Theatergebäudes, an dem das bunte Mosaikbild unter einem kurzen Sonnenstrahl aufleuchtete.

Aber er sah nichts; er war in Gedanken.

Eigentlich, wenn er ehrlich sein wollte, hatte er schon genug von dem Leben, das er nun führte.

Er spürte Lust, den Ort zu wechseln.

Sobald der Lenz richtig da war, würde er sich in dem städtischen Steinmeer gewiß gar nicht mehr wohl fühlen. Das hatte er vorhin auf der Brücke ahnend empfunden.

Reisen! In die weite Welt fahren.

Davon hatte er schon als junger Mensch geträumt und ernstlich im Sinn gehabt, kurz, ehe er Karline Halleck kennenlernte.

Reisen! Szenerie und Lebensgewohnheiten wechseln. Das reizte ihn auch jetzt wieder.

Wohin fuhr Frau Dora in vier bis sechs Wochen? Nach San Sebastian, einem Seebad an der spanischen Küste. Wenn er das bedachte? Es wäre eine Möglichkeit gewesen.

Doch da war Karla.

Die mitnehmen? Gott bewahre!

Ja, wenn sie ein fesches, heiteres Wesen wäre. Da könnte manches anders sein. Aber dieses blasse Mondscheinchen mit den dunklen Augen hatte nie sein Gefallen erregt. Sie war ihm langweilig, wenn auch der Haß auf sie, nun er freie Hand besaß und lebte, wie er wollte, sich so ziemlich verloren hatte. Mit Karline an der Seite war sie eine Macht gewesen, ohne sie — ein Schatten.

Sie mußte also vor allem losgebracht werden.

Verstand sich von selbst: auf gute Manier! Man war doch ein anständiger Kerl.

Als Bettelmädel würde er sie nicht sitzen lassen. So viel Gewissen war in ihm lebendig.

Da wirkte auch der letzte Blick der Verstorbenen nach. Der trat ihm manchmal vors Auge, zu ungelegener Stunde, wie ein gespenstischer Mahner. Manche Flasche hatte er geleert, um ihn zu verscheuchen.

Gedankenvoll rückte er die Tasse von sich und zündete sich eine Upman an.

Heute war er fünfzig Jahre alt.

Wenn Karline noch lebte, dann wäre er heute mit ihr jedenfalls auch hier in München. Bestimmt. Beim Notar, um die Adoption wenigstens von seiner Seite gültig zu machen.

Sie war ja immer übertrieben besorgt gewesen um das Kuckuckskind, das sie selbst ins Nest getragen.

Aber nun?

Es fiel ihm doch gar nicht ein, diese Kindsannahme jetzt noch gerichtlich zu machen. Da wäre er doch ein Schwächling und ein Esel. Aus mancherlei Gründen. Was mußte daraus folgen?

Last und Verantwortung und verwandtschaftliche Beziehungen bis ans Ende. Seine leiblichen Verwandten, von denen er, Gott sei Dank, keine näherstehenden besaß, waren ihm schon gleichgültig.

Wer weiß überdies, wie sich seine Zukunft noch gestaltete. Ob er nicht nochmals heiratete? Eine flotte, lebenslustige Frau.

Doch jetzt, wohin mit dem Mädchen? Institut? — Stift? — Bei Frau Moralt lassen?

Er blies starke Rauchmassen vor sich hin.

Es war ihm große Mühe, sich mit Karla zu beschäftigen. Am liebsten hätte er gesagt: Da hast du einen Brocken Geld. Geh damit hin, wo du willst. Mir ganz egal.

Aber da waren die Augen Karlinens.

Er wieder heiraten! Was war ihm da für eine tolle Idee durchs Gehirn gezuckt? Vorläufig dachte er nicht daran, seine Freiheit aufzugeben. Da mußte schon eine ganz besondere Versucherin auftauchen.

Seine Gedanken zerstoben. Die „Versucherin", die ihn augenblicklich beherrschte, trat zur Türe herein mit dem Aplomb der weltgewandten, selbstbewußten Frau. Sie reichte ihm lächelnd die Hand, die er an die Lippen zog.

Neben ihm Platz nehmend, bestellte sie sich Kaffee.

(Fortsetzung folgt)

Wohnungen auf dem Wasser

Von Hermann Iller / Mit 18 Bildern

Wohl dem, der eigenen Boden unter den Füßen hat. Aber dies Glück ist für uns Mitteleuropäer, zumal wenn uns der Beruf an überfüllte Städte fesselt, nicht leicht zu erreichen. Um Bodenfragen und Bodenreform wird wohl noch viel gestritten werden, ehe eine Lösung gefunden ist, die zur Gesundung des kranken Volkslebens verhilft. Seßhaftigkeit auf festem Grund und eigener Scholle, die das Heim trägt und einen großen Teil der Nahrung liefert, ist heute die beste Abwehr drohenden Unterganges, wie sie anderseits einst den Aufstieg zu höherer Kultur einleitete. Wohnungsnot — freilich anderer Art als unsere heutige — haben ja auch die Urmenschen gekannt. Der Selbsterhaltungstrieb zwang sie, Schutz gegen Regen und Schnee, Hitze und Kälte, Sturm und Wetterschlag, vor Raubtieren und vor feindlichen Artgenossen in Erdhöhlen und Felsengrotten zu suchen oder, auf Bäume flüchtend, sich aus Zweigen ein schützendes Dach zu flechten. Über das Tierisch-Bedürftige hob sich der Mensch erst, als er Hütten zu bauen begann und den Boden zum Ackerfeld zu machen lernte. Aber auch dann konnte er nicht immer und überall unmittelbar auf festem Grund und Boden seine Wohnstatt errichten, seinen Herd bauen.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat man zuerst in der Schweiz, dann allenthalben auch in anderen Gegenden Deutschlands bis an die Ostsee, später auch in Irland und Holland Reste von Wohnungen gefunden, die vor Tausenden von Jahren auf Pfählen so errichtet wur-

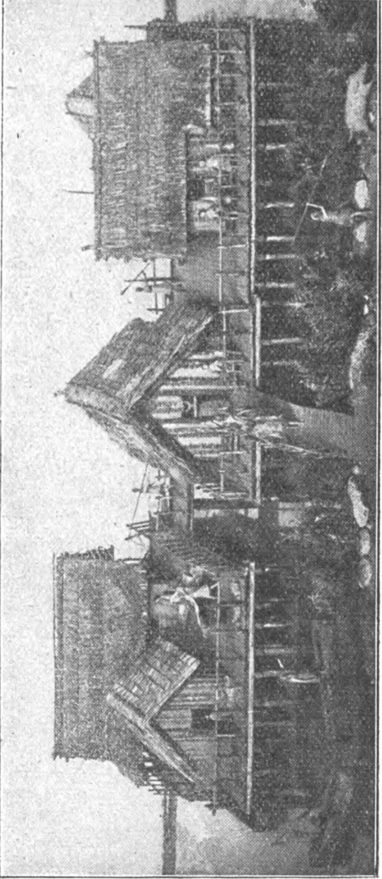
den, daß sich der Fußboden nicht auf der Erde, sondern in geraumer Höhe, sei es über feuchtem, sumpfigem Boden oder über dem Wasser von Seen und Flüssen, befand.



Dobo oder Baumhaus für unverheiratete Frauen (Neuguinea).

Aus dem, was an den Fundstellen im Seegrund oder Moor aus längst entschwundener Vorzeit zutage gefördert wurde, gelang es sorgfältiger Forschertätigkeit, voran der des verdienten Ferdinand Keller, Bilder der primitiven Kulturanfänge auf deutschem Boden zu gewinnen.

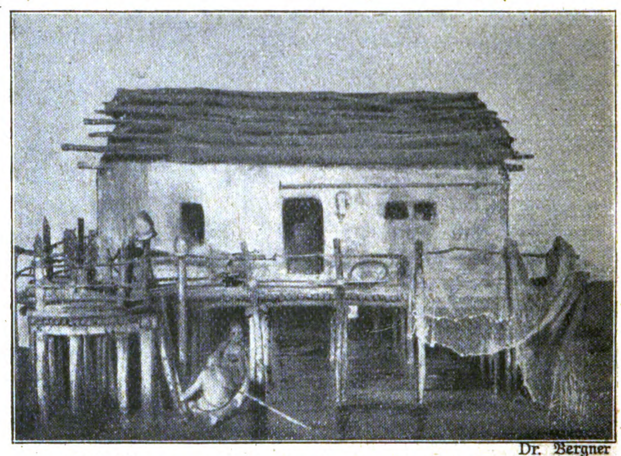
Wohnungen über dem Wasser findet man auch heute noch bei vielen Völkern, meist solchen, die noch nicht zu höheren Formen der Seßhaftigkeit gekommen sind, oder dort, wo neben hochentwickelten Kulturen, wie im übervölkerten China und Indien, große Teile des Volkes mit bescheidenen Existenzen in nur ganz primitiver Schutzunterkunft vorliebnehmen müssen.



Pfahlbauten nach einem Modell von Ferdinand Keller (Altertümersammlung Stuttgart).

Seit der ältesten Zeit hat der Mensch mit Vorliebe seinen Wohnplatz an Flüssen oder an Seen oder sogar im Wasser derselben gewählt. Aber über Lebens- und Wohnweise jener menschlichen Wesen, die, wie Höhlenfunde beispielsweise in der Gegend zwischen Donau und Bodensee erkennen ließen, zur Eiszeit nördlich der Alpen wohnten und Jagd auf Mammut,

Nashorn und vor allem das Renntier machten, wird wohl nie Gewisses zu erfahren sein. Als am Ende jener Periode das Klima wärmer wurde, das Eis schmolz, wanderte das Renntier mehr und mehr nach Norden, und ihm folgte der Mensch, dem die Jagd auf diese

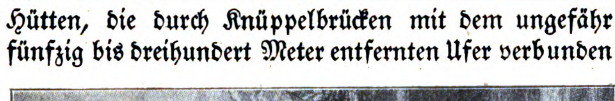


Dr. Bergner

Pfahlbau von Robenhausen im Kanton Zürich.
Aus dem Deutschen Museum in München.

Tiere unentbehrlich war. Auch in der folgenden Periode zwischen der älteren und der jüngeren Steinzeit ist deutsches Land von Nomaden und Jägern bewohnt gewesen, wie dies durch Funde von Hirschgrandeln in den Gruben der Ofnethöhle bei Nördlingen und an anderen Stellen bezeugt ist. Von Osten drangen dann neue Völker arischer Rasse nach Südwesten vor, und diese legten endlich feste Wohnstätten an, zum Teil auf Bergen und in Felsen, aber auch in Seen und Flüssen. Sie rammten Pfähle von Eichen, Buchen und Tannen in den Grund, breiteten darüber aus Stämmen eine Mole und bauten darauf

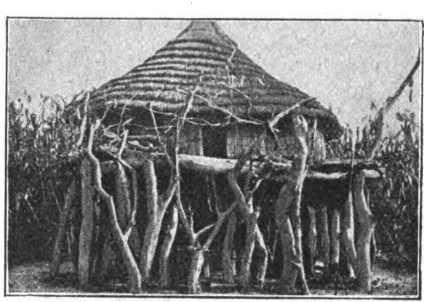
Hütten, die durch Knüppelbrücken mit dem ungefähr fünfzig bis dreihundert Meter entfernten Ufer verbunden



Aus der Zeit der Pfahlbauten. Originalzeichnung von Johannes Gehrts.

waren. Reste dieser Pfahlbauten sind im Moorgrund jahrtausendelang erhalten geblieben. Ihre Spuren

kann man über Ungarn bis zum Balkan im Osten und die Donau aufwärts westlich bis zum Bodensee und weit darüber hinaus bis Savoyen verfolgen. Sie waren nicht die einzige Behausungsart des damaligen Geschlechts, Landsiedlungen haben die gleichen Stämme ebenfalls bald angelegt. Aber ihre Vorteile für damalige Verhältnisse lassen sich erkennen, wenn man bedenkt, wie es damals zur Steinzeit in dem urwald- und sumpfbedeckten Land aussah. So wenig Luft oder Licht fand den Weg durch das Dickicht, daß der feuchte Boden schädliche Dünste ausströmte wie heute etwa die Rokitnosümpfe in Rußland. Mit ihren Steinwerkzeugen brauchten die Menschen lange Zeit, ehe sie eine Lichtung für Ackerbau und Weide frei gemacht hatten. Auch die Jagd auf Wild war in der schier undurchdringlichen Wildnis so erschwert, daß ihre Ausbeute allein zur Nahrung nicht ausgereicht hätte. Erst als nach langdauernder Trockenperiode, die sich aus einer besonderen Verwitterungszone im Moor noch heute nachweisen läßt, der Waldwuchs stark zurückging, konnten Ackerbau und Viehzucht Fortschritte machen. Ein weiterer, nicht geringerer Vorteil des Wohnens auf dem Wasser lag darin, daß das fließende Wasser oder die Strömung im See als einfachstes Schwemmsystem allen Unrat und alle am Land bald stinkend werdenden Überreste hinwegspülte. Die Sicherung vor großen Bestien oder kleinem



Hütte der Dinka zu Lao, Bahr-el-Ghazal.

Ungeziefer und vor feindlichen Überfällen kam wohl nur in zweiter Linie in Frage. Schließlich reichten doch die Pfeile und Schleudern zu weit, und die plünderungslustigen Raubtiere fanden auch über den Steg den Weg zu den Ställen. Auch die Erleichterung des Fischfanges, der zur Beköstigung neben dem Wildbret unentbehrlich war, mag für die Anlage der Pfahlbauten im Wasser

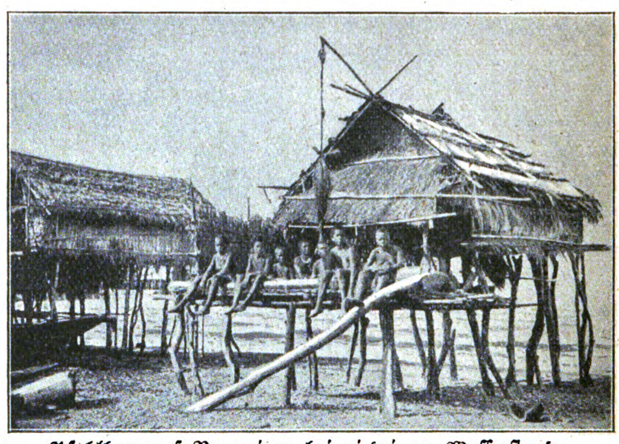


Häuser der Antanosy auf Madagaskar.

bestimmend gewesen sein. Diese Begründungen haben jedoch einer Autorität wie Prof. Hermann Klaatsch nicht genügt. Er nimmt vielmehr an, daß die Methode des Pfahlbaus außerhalb Europas entstand und von den Einwanderern beibehalten wurde, ohne daß dazu ein zwingender Grund vorlag.

Gegen dreihundert Fundstätten zählt man allein in der Schweiz, über fünfzig am Bodensee, vierundvierzig am Genfer See, und zu Hunderten mögen sie sich nördlich bis zum Starnberger See und Laibacher Moor erstreckt haben.

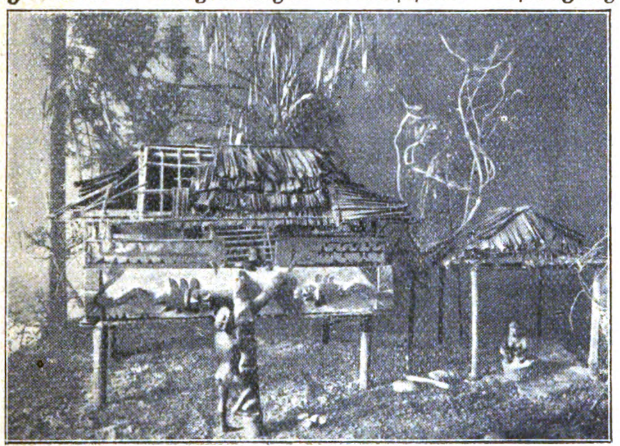
Erst in letzter Zeit sind in der Nähe früherer Fundstellen im Schussenrieder Moorgebiet ganze Häuserreihen mit gut erhaltenen Pfahlbauten in zwei durch Palisaden befestigt gewesenen Steinzeitdörfern zutage gefördert, in Ausdehnung von etwa einem halben Quadratkilometer.



Pfahlbau auf Neuguinea bei niedrigem Wasserstand.

Ebenso fand man neuerdings im Torfbruch des ostpreußischen Dorfes Darkehmen und bei Kölleda im Bezirk Magdeburg Pfahlbautenniederlassungen, die jenen früher entdeckten des Bodenseegebietes gleichen. Man hat ihr Alter auf sechs- bis siebentausend Jahre geschätzt, aber nach dem Urteil von Heer, einem der maßgebendsten Sachkenner, dürften die ältesten in der Steinzeit vor dreitausend Jahren errichtet sein. Daß es auch in der Bronzezeit noch Pfahlbauten gab, erweisen aufgefundene Geräte und Waffen, aber damals hat zweifellos die Seßhaftigkeit auf dem Land überwogen. Als später die Römer nach Germanien vordrangen, war im Volk keine

Erinnerung an diese Lebensform lebendig. Und doch haben sich an einzelnen Orten, so im Steinhauser und im Wurzacher Ried, bis in unsere Tage Sagen von versunkenen Städten erhalten, die durch neuerdings vorgenommene Ausgrabungen überraschende Bestätigung



Dr. Bergner

Pfahlbau auf Neuguinea.
Aus dem Deutschen Museum in München.

gefunden haben. Was die Forschung aus den Überresten wie aus uralten Urkunden längst verschwundener Zeit zu enträtseln vermochte, bietet ein anschauliches Bild jenes vorgeschichtlichen Volkslebens. Im Seeschlamm blieb alles, was absichtlich oder wider Willen einst ins Wasser fiel, vor der Vernichtung bewahrt. Bei Bränden, die gewiß nicht selten vorkamen, sank oft ein Teil des Hausrates und der Lebensmittel in die Tiefe. Bei Überfällen feindlicher Eindringlinge ließen die Flüchtenden Haus und Habe im Stich, andere Bauten zerschellte der Sturm oder riß die Flut weg, und die Trümmer versanken

allmählich im Schlamm. Nun, nach Tausenden von Jahren, kommen die Reste ans Licht des Tages. Noch sind die Bohlenböden der rechteckigen Hütten vorhanden, noch leuchtet die Birkenrinde der ehemaligen Wände weiß wie einst. Von dem Dach, das vermutlich ziemlich steil gewesen ist und mit Binsen, Rinde oder Stroh gedeckt war, fanden sich da und dort Teile vor. Deutlich sieht man, daß ein Rost eng gereihter Baumstämme den tragfähigen Hüttenboden abgegeben hat, der mit Estrich aus Lehm und Kies geebnet wurde. Im Abstand von ein bis zwei Meter waren die Pfähle in den Kiesgrund als Träger eingerammt. Türen und Fensterläden aus Tannenholz blieben erhalten, an dem man noch die Knorpel auf jeder Seite sieht, durch die man einen Bolzen aus Eibe schob, wenn geschlossen wurde. Die Herdstellen sind noch deutlich kenntlich, oft aus Sandstein oder aus plumpen Muschelkalkstücken errichtet. Die Zwischenräume wurden durch Flechtwerk aus Reisern und Prügeln ausgefüllt und mit Moos verdichtet. Die Wände im Innern sind mit warmhaltendem Lehmputz versehen gewesen, der auf einem die Feuchtigkeit abhaltenden Steinsockel aufsaß. In der Enge der meist nur einen Raum, selten zwei umfassenden Wohnung konnte sich natürlich nur ein Teil des Lebens abspielen. Eine äußere Plattform war die erweiterte Hütte. Da saßen die Frauen bei der Arbeit, spielten die Kinder im Sonnenschein und beobachteten am Himmel den kreisenden Habicht, im Vorbeiflug Störche und flinke Fische im See. Ein auf Pfählen ruhender Knüppelsteg verband die Wassersiedlung mit dem Land. Im Moorgrund von Schussenried hat man im Sommer 1921 einen Einbaum, einen zum Kahn ausgehöhlten Baumstamm, von neun Meter Länge ausgegraben. In solchen Booten fuhr man über den See oder zur Jagd; von ihm



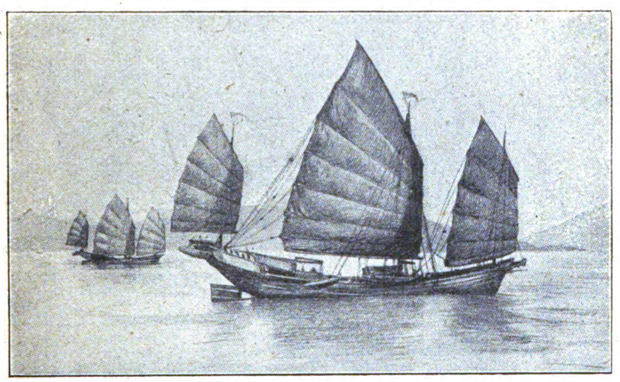
Gebr. Haeckel.

Schwimmendes siamesisches Dorf auf dem Menam.

aus warfen die Männer die Netze zum Fischfang ins Wasser, oder sie schleuderten Harpunen und Speere nach den Fischen. Bewacht wurde die Wohnung vom Haushund; von Katzen fand sich keine Spur, ebensowenig von Federvieh. In den Ställen waren Schafe, Ziegen, Rinder und Schweine untergebracht, die dann über den Steg ans Land auf die Weide getrieben wurden. Von der Nahrung geben reichliche Funde von Weizen, Gerste, Dinkel, Hirse, von Bohnen, Erbsen und Linsen Kunde. Der Roggen ist nicht bekannt gewesen. Birnen, wilde Äpfel, Haselnüsse und Himbeeren wurden gesammelt, aus Mohn und Bucheckern Öl gepreßt. Über hundertzwanzig Pflanzenarten aus damaliger Zeit konnten aus den Überresten ermittelt werden. Auch Lein und Flachs baute der Pfahlbauer an, und aufgefundene Spinnwirtel bezeugen, daß er sie zu Geweben und Gewändern, Matten und Netzen zu verarbeiten verstand. Auf Mahlsteinen zerkleinerte man das Getreide. Wenn auch in der Steinzeit das Metall noch unbekannt war, so verstand man doch aus Horn und Stein, aus Knochen und Holz die mannigfachsten Geräte und Waffen herzustellen. In der Töpferei leisteten diese Steinzeitmenschen Erstaunliches; die aufgefundenen Gefäße zeigen eine ausgeprägte Keramik, den sogenannten Beutelstil, der offenbar durch Nachahmung von Lederbeuteln entstand. Von einwandernden Stämmen aus dem mittleren Donaugebiet wurden die Bewohner dieser „Wohnungen auf dem Wasser" allmählich verdrängt. Sie zogen sich auf Bergkuppen oder vereinzelte Moore zurück, wo sie Wasserburgen anlegten, bis in dem weiteren Hin- und Herwogen der Völkerschaften ihre Spuren ganz verwischt wurden.

Kunde von Pfahlbauten aus frühgeschichtlicher Zeit und in anderer Gegend hat uns der alte griechische „Welt-

reisende" Herodot hinterlassen, der solche Wohnungen in Thrazien, dem Land der Päonier, angetroffen und beschrieben hat: „Jeder hat auf dem Wasser eine Hütte, darin er lebt, und eine Falltür geht vom Boden in den See. Die kleinen Kinder binden sie an einem Fuß mit einem Seil an, aus Furcht, daß sie hineinfallen. Ihren Pferden und ihrem Lastvieh reichen sie Fische zum Futter."



Chinesische Dschonken auf der Reede von Hongkong.

Im alten Italien gab es Pfahlbauten an der Pomündung; Hadria und Ravenna wurden ebenfalls auf Pfählen errichtet. In Seen und Sümpfen des Lagunengebiets errichteten die Veneter, vor nordischen Barbaren flüchtend, also aus Schutzbedürfnis, auf Pfählen ihre Wohnungen zum großen Teil über dem Wasser. Aus diesen Niederlassungen entstand das später seegewaltige reiche Venedig. Ganze Wälder Istriens wurden gefällt, um Pfähle herzustellen für den Bau dieser Stadt. Im Jahr 1587 wurde allein auf zwölftausend Ulmenstämmen die sechzehn Meter lange Rialtobrücke gebaut. Eine Million Pfähle brauchte man für die Grundlegung der Kirche della Sa-

lute. Noch heute stehen in dieser Stadt der Kanäle über fünfzehntausend Wohnungen auf Pfählen.

Aus Wohnungen über den Wassern entstand auch der Anfang des stolzen Amsterdam, das ursprünglich Amstelladamm, der Damm in der Amstel, hieß. Im Schlammboden stehen noch heute über dreißigtausend Häuser auf Pfählen. Im Jahr 1822 brach in Amsterdam ein großes, für die Indische Kompagnie errichtetes Magazin unter der Last von siebzigtausend Zentnern zusammen, für die sich die Pfähle als zu schwach erwiesen.

Pfahlbauten fanden sich in Europa bis in neuere Zeit noch bei den Donkosaken in Tscherkask, bei den Türken am Priboisee und in Saloniki. Pfahlbauten — allerdings nicht als Wohnungen auf dem Wasser, sondern als Speicher auf trockenem Boden — sind immer noch besonders in den Alpenländern verbreitet.

Die eigentliche Heimat des heutigen Pfahlbaues sind aber die wasserreichen, von Überschwemmungen oft bedrohten Gebiete der tropischen und subtropischen Zone. Dort sind Wohnungen über dem Wasser wenigstens für gewisse Jahreszeiten das Naturgemäße als Sicherung vor der Schwemmflut und vor der Moskitoplage. Man berechnet schätzungsweise, daß zur Zeit gegen zehn Millionen Menschen in Pfahlbauten verschiedener Art wohnen. „Venezuela" = „Klein-Venedig" nannten die Spanier, als sie, das indische Goldland suchend, im Jahre 1498 an der Nordküste Südamerikas landeten, die Niederlassungen der Eingeborenen am Orinoko, die auf Pfählen erbaut waren wie die italienische Lagunenstadt. An der Bucht von Maracaibo sind noch heute Pfahlbauten üblich. Im Stromgebiet des La Plata rufen die Überschwemmungen auch „Wohnungsnot" her-

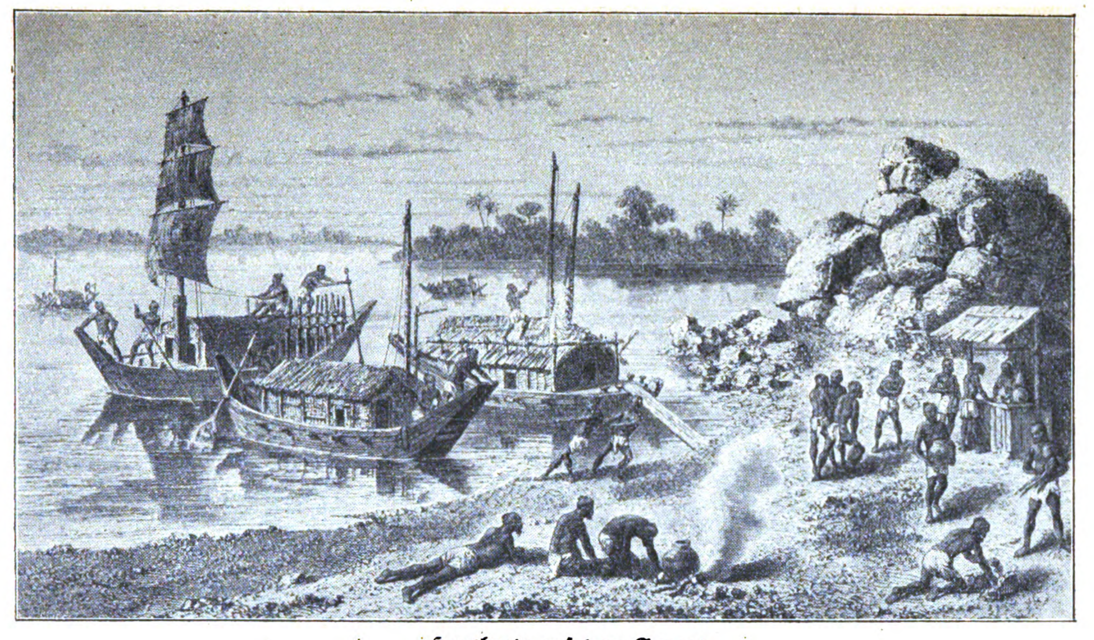


Am Ufer des Menams. Nach einer Zeichnung von C. W. Allers.

vor, und deshalb ist bei Buenos Aires das Dorf Roco del Riachuelo ganz auf Pfählen gebaut. Auch die ältesten Teile der Märchenstadt Montezumas, Mexiko, ragten auf Pfählen über das Wasser.

In Afrika finden sich Wohnungen über dem Wasser seltener; der Pfahlbau ist in der Hauptsache nur für Vorratsspeicher gebräuchlich. Allerdings gibt es bei den Bewohnern einzelner Stromgebiete Ausnahmen; so finden sich am Lulongo, am Moryasee, am Benue, am oberen Schire, am Njassa und im sumpfigen Flußgebiet des Mlagarassi, am unteren Kongo, am Tschadsee und am Strom der Ströme, am Nil, bei Agahr und Lehssi Pfahlbauten. Manche dieser Überwasserwohnungen sind jedoch nur Notquartiere während der Überschwemmungsperioden.

Am meisten verbreitet und zu einem bestimmten Stil ausgeprägt sind die Pfahlbauten bei den Malaien, in der ganzen südasiatischen Inselwelt. Im südlichen Hinterindien und ganz Indonesien sind Wohnungen unmittelbar auf ebener Erde Ausnahmen, Pfahlbauten die Regel. Statt Holz wird meist Bambus verwandt, und Giebel wie Längsseite sind mit Vorbauten versehen, die ebenso wie das Dach mit Schnitzereien verziert sind. Die Battas in Sumatra, die früher meist in Baumwohnungen nisteten, haben dem malaiischen Pfahlbau eine ganz besondere Form gegeben. Ihre Häuser haben außerordentlich hohe Dächer, die, in der Mitte eingesenkt, an den Enden weit vorragen. Auch die Dajaks leben in Pfahlhäusern, und zwar ganze Sippen gemeinsam in riesigen Noah-Archen beieinander. Atschin, das am nördlichen meerumspülten Ende Sumatras liegt, nannte man das asiatische Venedig. Auch bei den Nikobaren, in Kambodscha, Borneo und Südanam ist der Pfahlbau üblich. Bis nach Japan



Hausboote auf dem Ganges.

hat sich das malaiische Vorbild geltend gemacht. Beeinflußt von ihm, aber doch selbständig geartet sind die Pfahlbauten Melanesiens, des Reichs der „schwarzen Inseln". Die Papuas in Neuguinea haben an der Humboldtbai und Geelvinkbai und im Finschhafen ganze Dörfer im Wasser erbaut. In allen diesen tropischen Gebieten nötigen die Hitze, vielfach die fieberschwangere Schwüle der Wälder und dann wieder die Überschwemmungen der Regen-

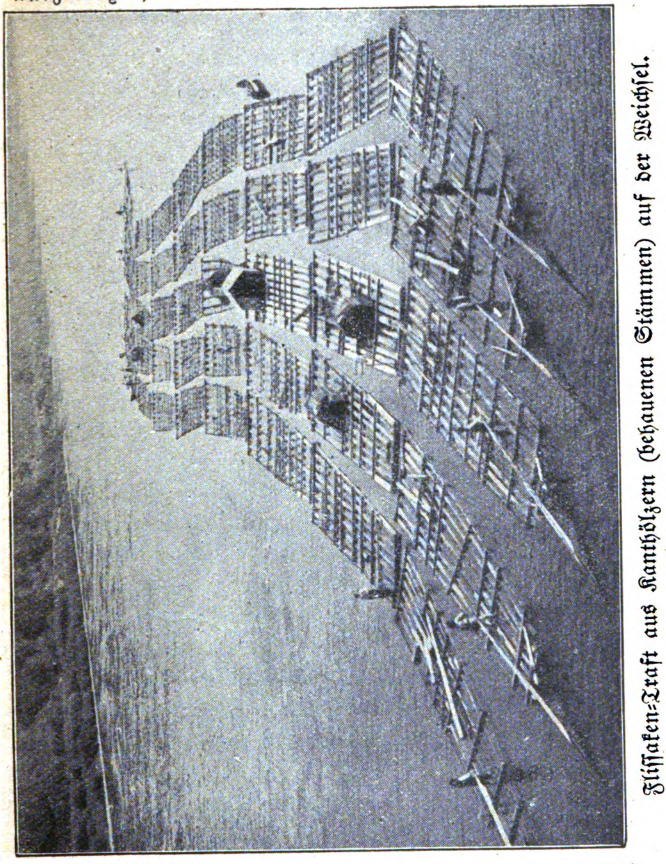


Hausboot der Fidschiinsulaner.

periode dazu, die Häuser über Wasser auf Pfählen zu errichten. Bequem ist bei solchen Anlagen der Unrat zu entfernen; durch eine Öffnung im Boden wirft man ihn in die Flut, die alles fortschwemmt. Vor Stechmücken und anderem Ungeziefer geben die in beträchtlichem Abstand vom Boden errichteten Pfahlwohnungen etwas mehr Ruhe, als es auf dem sumpfigen Grund der Fall wäre. Die Haustiere suchen gern im Schatten unter dem Hause Deckung vor sengender Sonne und verziehen sich, wenn die Flut kommt, in geschütztere Überdachung.

Es gibt aber auch Wohnungen über dem Wasser, die nicht auf Pfählen ruhen, sondern auf Flößen. Ob den Menschen der Urzeit im Wasser treibende Stämme auf den Gedanken gebracht haben, die schwim-

menden Bäume für seine Fortbewegung auf dem Wasser auszunützen, oder ob das kleine Schalentier Nautilus



Flissaken-Traft aus Kanthölzern (behauenen Stämmen) auf der Weichsel.

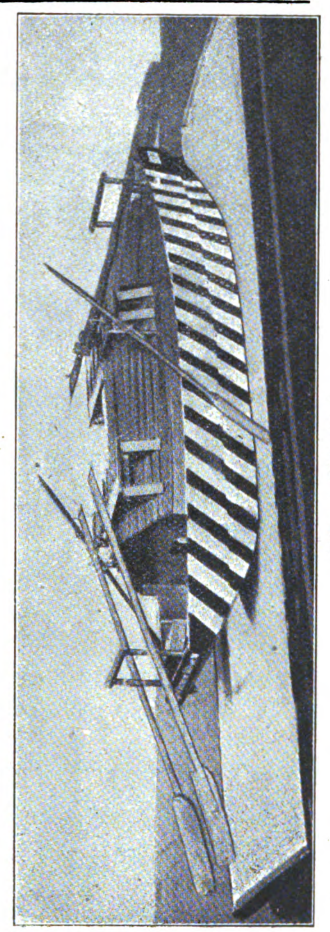
als Vorbild gedient hat — jedenfalls zeigte der ausgehöhlte Einbaum oder das floßartige Schlauchboot, wie es schon in ältester Zeit auf dem Tigris üblich, die ersten Versuche,

sich über Wasser zu halten, die Anfänge der Schiff-fahrt. Zunächst hat man es jedenfalls versucht, einige Stämme miteinander zu befestigen, durch Rudern sich fortzubewegen und durch Anker die schwimmende Tragfläche nach Bedarf festzuhalten. Dann baute man obenauf Hütten und fuhr zunächst stromabwärts.

Ehe die Dampfschiffe den Verkehr auf dem Wasser übernahmen, begnügte man sich jahrhundertelang auf der Donau für die Beförderung von Gütern und Menschen mit langsam dahingleitenden Flößen. In jenen anspruchsloseren Zeiten, denen die aufgeregte Hast unserer Tage noch fremd war, pflegte man eben in anderem Tempo und gemütlicher, aber nicht weniger dankbar für den Naturgenuß, den die am Auge vorüberziehenden Landschaftsbilder boten, zu reisen, wie es uns so manche köstliche Reiseschilderung von damals bezeugt. Wohnte man etwas länger auf dem Wasser, was tat's, wenn man nur heil heimkam, was freilich an manchen gefährlichen Stellen zwischen Passau und Linz keine Selbstverständlichkeit war. Eine modernere Form des Donauverkehrs waren die „Ulmer Schachteln", Schiffe, welche, in Ulm gebaut, zum Personen- und Frachttransport die Donau abwärts fuhren, bis sie an ihrem Bestimmungsort auseinandergenommen und verkauft wurden; wie das ja auch bis in die neueste Zeit noch vielfach mit Obstkähnen geschah, die von Böhmen auf der Elbe nordwärts nach Dresden oder Berlin ihre Früchtelasten brachten.

Noch heute leben die Flößer auch auf den östlichen Strömen unserer Heimat, auf Weichsel, Oder und Elbe, monatelang in den primitiven Schutzhütten, die sie neben ihrer Güterfracht, ihren Weichselholztraften auf den Flößen festgemacht haben. Die wettergebräunten Flissaken, die aus Rußland und Polen kommend über Thorn nach

Danzig oder über Bromberg nach Berlin Holz schaffen, verbringen den größten Teil ihres Daseins auf dem Wasser und begnügen sich weit mehr als die Hälfte des Jahres mit den niedrigen Hütten auf ihren langsam ziehenden Flößen.



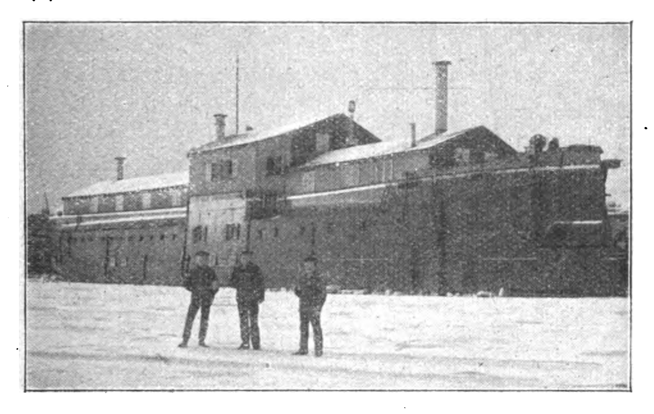
Ulmer Schachtel.
(Modell im Museum für Völkerkunde zu Berlin, von Schiffbaumeister Kässbohrer zu Ulm a. d. D.)

Wohnungen auf dem Wasser sind jedoch nirgends so zahlreich wie in China und in Siam. Daß die Chinesen schon vor dreihundert Jahren aus Bambus und Holz Flöße und auf ihnen Wohnhütten mit Dächern aus Matten zu bauen pflegten, ist durch den Reisebericht eines Johann Nenhoff aus dem Jahr 1669 bekundet. Das Wasser hat im reisbauenden Binnenlande dieses Riesenreiches eine wichtige Rolle gespielt und seit jeher dem Verkehr mehr gedient als irgendwo. Selbst in Nordchina, das weniger schiffbare Flüsse hat als Mittel- und Südchina, sind Kanäle die eigentlichen Lebensadern. Der Geograph Ritter hat es das grandioseste Kanalsystem der Alten

Welt genannt, das später lange Zeit in Verfall geriet. In Mittelchina, der „Blume der Mitte“, am unteren Jantse und in der Gegend von Ningpo, sind die Maschen des Kanalnetzes oft nicht eine englische Meile weit, so daß viele Landbesitzer eigene Kanäle bis vor ihre Häuser führen, und daß bei ihnen das Kanalboot den Heuwagen ersetzt. In weiten Strecken kennt man kein Verkehrsmittel für den Transport als das Boot. Viele, viele Tausende beschäftigte daher die Flußschiffahrt und der Fischfang, und sogenannte „Wassermänner“ haben die Aufgabe, die Taue der Fahrzeuge am Felsen fest und dann wieder loszumachen. Alle diese Leute verbringen nach Ratzels Schilderung ihr ganzes Leben auf Booten, die ihre Familie, ihr Haus, ihren Besitz umschließen, und lenken ihre Schiffe mit so viel Geschick, daß die plumpen Dschonken Stromschnellen überwinden, welche die europäischen Lotsen mit Dampfern nicht zu befahren wagen würden. Mehr noch gleichen die Holzflöße aus Honau, welche im Januar den Jantse füllen, schwimmenden großen Dörfern. Ja, auch Rinder und Schweine, oft zwanzig an der Zahl, sieht man auf ihnen und zahlreiche Weiber und Kinder. Die Dschonken sind, was sie immer waren, recht schwerfällige Gehäuse, an beiden Enden hochgetürmt, viereckig, mit drei Masten und meist schwerbepackt. Diese Schiffsbevölkerung rekrutiert sich aus einer fast amphibischen, welche oberhalb Hankau sechs Monate des Jahres Reis schneidet und das Land bestellt und die übrige Zeit in den Booten wohnt und fischt.

Nirgends verdichtet sich aber das gesamte Leben so auf dem Wasser wie in dem exotischen Märchenparadies, dem Land der weißen Elefanten, in Siam. Vom Menam, der „Mutter der Ströme“, sagt Hesse-Wartegg: „Er ist nicht nur die Hauptverkehrsader, sondern geradezu eine

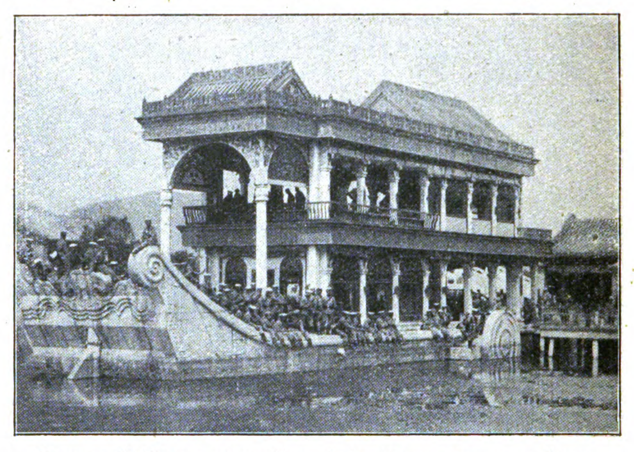
Lebensbedingung des ganzen Reiches. Wie ein hinterindisches Ägypten verdankt es seine ganze Kultur, den ganzen Reichtum des Landes nur dem segenspendenden Nil Siams. Ohne Menam kein Siam. Wie ein hinterindisches Holland lebt auch Siam halb auf dem Wasser, halb im Wasser." Auf dem breiten Rücken des Menams schwimmen die Produkte des Nordens hinab zum Meer,



Die alte „Hansa", ein Kasernenhulk der deutschen Marine.

kommen die Mengen von Reis und Pfeffer, von Fischen und Vieh und auf mächtigen Flößen das eisenharte Teakholz aus den Urwäldern von Laos. Auch die Nebenflüsse und Kanäle führen dem Herzen des Landes, dem bunten, schönen Bangkok, alles zu, was diese Hauptstadt braucht. Tausende von Häusern schwimmen da auf dem Wasser in doppelter, drei- und vierfacher Reihe. Unzählige große und kleine, bauchige und schlanke Boote, eins dicht am anderen, beleben den Strom. Die meisten Häuser Bangkoks sind auf Pfählen in den Menam hineingebaut, oder sie sind schwimmende Wohnungen, die eigentlich nicht

viel mehr als eine besondere Form des siamesischen Floßes aus Bambus sind. Mit ihren steilen, spitzen oder geweihartigen Giebeldächern, von denen manches zwei nebeneinander besitzt, und mit den rings um das Haus laufenden Veranden, verschönen sie das reizvolle, durch die üppige Vegetation der Ufer wundervoll farbige Land-

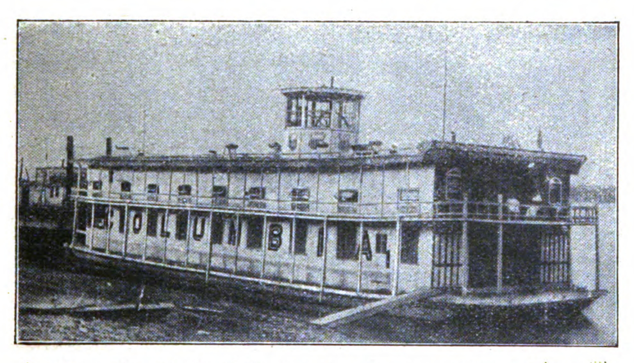


Marmorschiff der ehemaligen kaiserlichen Sommerresidenz Wanschuschan, nördlich von Peking.

schaftsbild. Mehr als ein Drittel der über eine halbe Million zählenden Bevölkerung wohnt auf dem Wasser.

Da der Menam je nach der Jahreszeit und je nach den tropischen Regengüssen steigt und fällt, sind die Häuser mit Ketten an eisernen Ringen befestigt, die an Ankerpfählen auf und nieder laufen. Im vorderen Teil sind meist Kaufläden, wo Kleider und Lebensmittel, Früchte und Geräte, Porzellan und was sonst das Herz begehrt, von Siamesinnen mit kurzgeschnittenem Haar und farbigem seidenem Sarong feilgeboten werden. Bei der

drückenden Schwüle, die während des ganzen Jahres Tag und Nacht erschlaffend über allem schwebt, ist es ganz natürlich, daß man auf das Wasser flüchtet. Dort kühlt der Lufthauch des Stromes, da kann man mehrmals am Tag, und gleich am Morgen vom Bett aus damit beginnend, geschwind ein Bad nehmen, um sich zu erfrischen. Und so lebt ein fröhliches Völkchen größtenteils auf den



Ein auf amerikanischen Flüssen schwimmendes Theater.

Wassern seines alle nährenden Menams, seßhaft, wenn auch nicht unmittelbar auf dem Boden ihrer Heimat, so doch mit ihm so eng verbunden und abhängig von seiner unerschöpflichen Lebenskraft wie irgend ein anderes Volk.

Zuletzt sei auch noch einer Art schwimmender Wohnungen auf dem Wasser gedacht, die bei der deutschen Marine üblich waren, der sogenannten „Hulks". Es sind abgetakelte Kriegschiffe, die als schwimmende Magazine, Kasernen oder Lazarette benützt wurden. So wohnte auf der alten „Hansa" eine Torpedodivision, eine andere auf dem „Prinz Adalbert". Der Besatzung der ehemaligen „Hohenzollern" diente die alte „Niobe" als Unterkunft,

damit jenes prachtvolle Schiff geschont und stets in musterhafter Sauberkeit blieb Die Engländer haben seit hundert Jahren in ihren Kolonialhäfen alte, ausgediente Kriegschiffe als Wohnhulks für ihre dortigen Besatzungen liegen. Kuriositäten schwimmender Wohnungen auf dem Wasser hat es in alter wie in neuer Zeit gegeben. Der verschwenderische römische Kaiser Caligula ließ sich auf Galeeren einen schwimmenden Palast erbauen, der an Luxus die modernen Überseedampfer übertraf, die doch auch ihren Reisenden alles nur Erdenkliche an Bequemlichkeit bieten.

Trümmer jener Pracht liegen noch heute unweit der Küste Campaniens, und Taucheruntersuchungen haben Teile davon zutage gefördert.

Die Vereinigten Staaten können sich noch eine besondere Erfindung leisten, „schwimmende Theater", die auf den großen amerikanischen Strömen fahren und den Bewohnern kleinerer Städte und Ortschaften den Genuß von Vorstellungen verschaffen, die sonst nur den Millionenstädten vorbehalten bleiben würden.

Schwimmende Ausstellungen sind ein neuester Trumpf amerikanischer Propaganda. Die Industrie fährt die Muster ihrer Leistungen in anlockender Aufmachung, anschaulich und überzeugend, auf dazu hergerichteten Schiffen den an Flüssen oder der Meeresküste gelegenen Orten zu, die von der sich überbietenden Weltstadtkultur räumlich und geistig nach der Meinung der Bedürfnisse weckenden Industrie zu weit entfernt sind. Ein großer Dampfer wurde von einer Gesellschaft angekauft und eine Warenmesse großen Stils darin eingerichtet. Diese „schwimmende Ausstellung" wird zunächst in den südamerikanischen Häfen anlegen, dann nach Südafrika, Australien, Ostasien dampfen und durch den Suezkanal nach

Europa und hierauf nach Amerika zurückfahren. In England hat sich unter der Bezeichnung „Das englische Handelsschiff“ eine Gesellschaft gebildet, die ebenfalls eine schwimmende Ausstellung veranstalten und einen Dampfer von zwanzigtausend Tonnen erbauen will, der in allen wichtigen Häfen der Welt vom Sommer 1923 ab die schwimmende englische Messe zeigen wird. Nicht weniger als dreiundvierzigtausend Meilen soll dieser Messepalast auf dem Wasser zurücklegen und vierunddreißig Handelszentren der Welt besuchen.

In Wanschuschan, der ehemaligen kaiserlichen Sommerresidenz nördlich von Peking, erhebt sich aus einem See eine weiße Dschonke mit doppeltem Verdeck. Sie ist ans Marmor vom Seegrund auf erbaut, macht aber den Eindruck, als wäre sie ein im See schwimmendes Fahrzeug.

Welche Wandlungen hat das Leben und Wohnen auf dem Wasser durchgemacht, seit den ersten Versuchen mit Floß und Pfahlbau bis zu dem Raffinement der luxuriösen Wohnkabinen heutiger Schnelldampfer, die für die Wochen der Überfahrt eine Herberge mit allem Komfort gewähren! Gedankenlose Menschen mögen da ganz vergessen, daß sie über Abgründe und Meerestiefen fahren, in die sie, wie im Jahre 1912 die Fahrgäste der „Titanic“, mitten aus dem Taumel der Genüsse in entsetzliche Todesangst gerissen werden können.

Wie ist die Redensart „Ein Hühnchen mit jemandem pflücken" zu erklären?

Von Dr. Th. Zell

Bei uns ist die Redensart „mit Ihnen habe ich noch ein Hühnchen zu pflücken" ziemlich verbreitet. Fragt man jedoch jemanden, wie diese Redensart zu erklären sei, so wird man vergeblich auf eine Antwort warten.

Doch wir besitzen ja ausgezeichnete Wörterbücher, und vor allem das Meisterwerk von Grimm. Bei Sanders findet sich die Erklärung „jemand wegen etwas, das er begangen hat, zur Rede stellen müssen". Es wird ferner auf ähnliche Redensarten verwiesen „ein Sträußchen mit jemandem zu pflücken" — „ein Schaf mit jemandem zu scheren haben". Eine Erklärung, wie das Rupfen des Huhnes zu dieser Bedeutung gelangt, ist nicht versucht worden. Bei Grimm heißt es: „Vom Rupfen des geschlachteten Huhns ist das Bild hergenommen; ein Huhn mit jemandem rupfen, pflücken: eine Sache, Streitsache miteinander ausmachen". Als Beispiel findet sich eine Stelle aus der Weimarer Zeitung von 1864 angeführt: „Die Toryblätter, die keine Gelegenheit passieren lassen, um mit der Admiralität ein Huhn zu pflücken. . . ."

Wer soll das verstehen? Ich habe mir die Mühe gemacht, überall wo Hühner geschlachtet und gerupft werden, also auf dem Lande, auf Gütern, in Restaurants, danach mich zu erkundigen, ob das Schlachten und Rupfen des Huhnes je den geringsten Anlaß zu Streitigkeiten gibt. Kein Mensch rupft je ein Huhn mit einem anderen, weil sich beide hierbei nur stören würden. Wes-

halb also das Bild des geschlachteten und gerupften Huhns Anlaß gegeben haben soll zu der Redensart „mit Ihnen habe ich noch eine Streitsache auszumachen", ist völlig unverständlich.

Wiederholt habe ich darauf hingewiesen, daß ich bei aller Bewunderung des Grimmschen Wörterbuchs mich mißtrauisch gegen Erklärungen verhalte, die mit dem Tierleben, der Jagd und der Landwirtschaft zusammenhängen. Unsere Gelehrten sind meist Städter, denen alle diese Dinge recht fern liegen. Da nun die Tierwelt, Landwirtschaft und Jagd bei unseren Vorfahren die größte Rolle spielten, so läßt sich denken, wie oft man Erklärungen in Wörterbüchern beanstanden muß.

An anderer Stelle habe ich ausführlich über solche, nach meiner Überzeugung völlig irrige, Erklärungen geschrieben. So sind auch naseweis, sich mausig machen, Eselsbrücke falsch erklärt worden. Buschklepper hat nichts mit Pferd zu tun, sondern ist der Buschklopfer. Was sollte der Jäger machen, wenn er keinen Buschklopfer hätte, der ihm das Wild zutreibt? Wie oft habe ich Freunden zuliebe den Buschklopfer gespielt. Erst in diesem Sommer habe ich es wieder getan. Allerdings ist jetzt kein Wild mehr herauszuklopfen, denn unsere Jagdreviere sind ziemlich wildleer.

Die Redensart „ein Hühnchen mit jemandem pflücken" rührt von der Jagd her. Ich erkläre sie folgendermaßen.

Bei allen Völkern ist nach Erlegung eines Wildes der Streit darüber bekannt, wer eigentlich das Tier zu beanspruchen hat. Namentlich ist das bei großen Tierarten der Fall. Selbstverständlich wird sich jemand eher darüber streiten, ob seine Kugel dem Hirsch, dem Löwen, dem Elefanten den Garaus gemacht hat, als wenn es sich um einen Hasen oder eine wilde Taube handelt. Außer-

dem werden große Tierarten selten durch einen Schuß getötet. Hier kommt es besonders häufig vor, daß verschiedene Jäger zum Tode eines Tieres beigetragen haben.

Da alle Naturvölker mehr oder minder Jäger sind, so treffen wir bereits bei ihnen Vorbeugungsmittel, um einem solchen Streit zu entgehen. So schreibt Admiral von Wrangel von den Aleuten: „Sie stechen den Walfisch mit einem Speer, der das Zeichen des Eigentümers trägt. Dringt die Wunde bis ins Fleisch, so stirbt das Tier binnen drei Tagen und gehört dann dem Jäger, der es verwundet hat.“ Man sieht hieraus, daß ein auf so tiefer Stufe stehendes Naturvolk, wie die Aleuten es sind, verwickelte Bestimmungen über das Aneignungsrecht von Walfischen haben. Der gestochene, todkranke Wal würde eine leichte Beute eines anderen Aleuten werden; das verhindert aber das Eigentumszeichen an dem Speer des Aleuten, der ihn zuerst getroffen hat.

Weil der Streit, wem die Beute gehört, bei allen Naturvölkern und Jagdvölkern alltäglich ist, deshalb habe ich die Verzierungen der sogenannten „Kommandostäbe“ aus Horn oder Knochen der Steinzeit als Eigentumszeichen erklärt. Durch die Löcher dieser Stäbe liefen Schlingen, die auf dem Wechsel des Wildes aufgestellt wurden. Natürlich gab es leicht Auseinandersetzungen, wenn eine fette Beute in der Schlinge saß, wem diese nun gehören sollte. Um Streitigkeiten zu vermeiden, wurden die vermeintlichen Kommandostäbe so verziert, daß Mißverständnisse über das Eigentumsrecht ausgeschlossen waren.

Auch bei uns gibt es noch heute jägerische Grundsätze, wem ein Hirsch zuzusprechen ist, wenn mehrere ihn getroffen haben. Immerhin ist dies bei uns nicht so wichtig wie bei den Naturvölkern, bei denen es oft eine Lebensfrage ist, wem das erlegte Tier gehört.

Ich bin vor allem stets Tierbeobachter gewesen und habe die Jagd nur nebenbei ausgeübt; trotzdem entsinne ich mich verschiedener Fälle, wo mir die Bedeutung dieser Streitfrage recht vor Augen trat. Einmal war ich vor Jahren zur Wasserjagd von einem lieben Freunde in sein Revier eingeladen worden. Es befand sich in der Nähe der Ostsee, und wir hatten das seltene Glück, an einen Wildschwan heranzukommen. Unsere Schüsse gingen gleichzeitig los, und trotz der Verschiedenheit der Schrote ließ sich an dem gerupften Schwan schwer feststellen, wer Anspruch auf ihn hatte. Ich war freudig überrascht, daß mein lieber Freund den Schwan ausstopfen ließ und mir zum Geschenk machte.

Wer nun denkt, daß alle Jäger sich so verhalten, der irrt sich. Der Jagdneid ist eines der verbreitetsten Übel, und man trifft ihn oft bei Leuten, wo man ihn gemäß ihrer Erziehung nicht für möglich halten sollte.

Wie stolz ist nicht der Jäger, wenn er seine erste Bekassine erlegt. Denn bei ihrem Zickzackflug ist das Treffen nicht so leicht. Auch ich fühlte mich in gehobener Stimmung, als ich in einem wildarmen Revier eine plötzlich aufstehende, das heißt auffliegende Bekassine traf. Als sie niederfiel, da knallte mein Jagdbegleiter nochmals drauflos. Es war das ein anderer Jäger als mein zuerst genannter Freund. Da ich von ihm abhängig war — ein Schriftsteller konnte sich selbst in Friedenszeiten keine Jagd leisten, sondern war auf Einladungen angewiesen —, so schwieg ich.

Aber es gibt doch manchmal noch Gerechtigkeit auf der Welt. Als die Frau dieses Jägers die Bekassine gerupft hatte, stellte sich heraus, daß sie von einem einzigen Schrotkorn getroffen worden war. Da ich zufälligerweise mit starkem Schrot Nummer 3 geschossen hatte — von dem

Vorhandensein von Bekassinen im Revier hatte ich keine Ahnung —, mein Jagdfreund aber mit schwachem Schrot Nummer 7, so war jeder Streit ausgeschlossen. Denn das tödliche Blei war Nummer 3. Die Annahme, daß mein Freund aus bösem Willen handelte, lag mir fern. Bei der Jagd dreht es sich häufig um schnellstes Eingreifen; zum Überlegen bleibt keine Zeit.

Unter Jägern gibt es aber Neidhammel — namentlich solche, die gern Schützenkönig werden möchten —, die mit der größten Seelenruhe das von anderen geschossene Wild für sich beanspruchen, weil sie nochmals drauflos gedonnert haben. Auch an schlechten Jägern, die nur Löcher in die Luft schießen, kann man ein ähnliches Benehmen beobachten. Im allgemeinen wird es bei Treibjagden auf Hasen und Hühner nicht häufig zu Streitigkeiten kommen, denn der Jagdbesitzer sieht sich seine Leute vorher an.

Immerhin kann es vorkommen, daß ein guter Schütze bemerkt, wie sein großmäuliger Nachbar bei aufstehenden Hühnern jämmerlich daneben haut. Er holt das Versäumte nach und erlebt nun, daß sein Nachbar das von ihm gar nicht getroffene Huhn an seinen Hühnergalgen hängt. Da liegt ihm die Redensart nahe: „Wir beide haben noch ein Huhn zu pflücken — das heißt, durch das Rupfen des Huhnes werden Sie sich überzeugen, daß der Schuß nur von links, wo ich stand, gekommen ist, nicht aber von rechts, wo Sie sich befanden."

Unter Huhn ist natürlich das Feldhuhn oder Rebhuhn zu verstehen, wie bei Hühnerjagd oder Hühnerhabicht.

Der Sinn der Redensart ist also folgender: „Ich habe mit Ihnen noch eine Streitsache zu erledigen. Ich behaupte, daß ein Erfolg, den Sie für sich beansprucht haben, mir zukommt."

Das Zitat bei Grimm erhält nun dadurch einen einleuchtenden Sinn. Gemeint war: Die Toryblätter ließen keine Gelegenheit vorübergehen, einen Erfolg der Marine, den die Admiralität für sich in Anspruch nahm, als ihren eigenen zu schildern.

Die Redensart „ich habe mit Ihnen noch ein Huhn zu pflücken" bedeutet also nicht allgemein genommen einen Streit. Kein Mensch wird diese Redensart gebrauchen, wenn ein Streit über die Höhe des Preises, über die Bedeutung eines Politikers, über die Fähigkeiten eines Dichters entsteht. Sondern es handelt sich um einen ganz besonderen Streitfall, der sich etwa folgendermaßen kurz ausdrücken läßt: „Du maßest dir etwas an, was mir gehört!"

Natürlich muß die Redensart lauten „ein Huhn mit jemandem pflücken", nicht „ein Hühnchen". Auf Hühnchen schießt kein Jäger. Infolge von Mißverständnissen, die sich ergaben, hat man sich deshalb wohl gesagt: Es ist ja nur eine kleine Streitsache zu erledigen; folglich sagte man statt Huhn „ein Hühnchen".

Anderen wieder war die Herkunft der Redensart nicht mehr verständlich oder aus dem Gedächtnis entschwunden. Sie wußten nur noch etwas von pflücken. Da zu pflücken „Sträuße" am nächsten liegt, so entstand die Redensart „ich habe noch ein Sträußchen mit Ihnen zu pflücken". Noch andere entsannen sich nur noch, daß es sich um ein Haustier handelte, und machten aus Huhn „Schaf" und aus pflücken „scheren".

Es bliebe nun nur noch zu erklären, weshalb man statt rupfen „pflücken" sagt. Ich nehme an, daß dies eine Erinnerung an die alte Art des Jagdbetriebes ist. Noch heute werden in Persien und Indien die Feldhühner mit gezähmten Falken erbeutet. Unsere Schußwaffen tragen

noch heute die Erinnerung daran, daß sie an die Stelle der Falken getreten sind. Von falco = Falke stammen Falkaune und Falkonett. Ausgewachsene Sperber und Habichte zeichnen sich durch „Sperberung" oder durch ihre wie mit Mücken besäte Brust aus (moucheter: sprenkeln). Hiervon stammt Muskete. Da das Sperberweibchen um ein Drittel (tertiolus, tertius) größer ist als das Männchen, so ist hieraus Terzerol entstanden.

Die Falken „pflücken" nun ein gefangenes Huhn oder eine Taube mit ihren Fängen. Wer hierbei zugesehen hat, wird die Bezeichnung recht glücklich finden. Wie ein Bäumchen, dem man die Blätter abgepflückt hat, kahl dasteht, so auch der von Federn entblößte Vogelkörper.

Nebenbei möchte ich noch bemerken, daß sich die Redensart „hier liegt der Hund begraben" gleichfalls nur vom Standpunkt des Jägers erklären läßt. Von jeher sind Landwirte und Förster Feinde. Der Landwirt nimmt seine Hunde mit aufs Feld, wo sie als frühere Raubtiere wildern. Der Förster weiß, daß ihm dagegen nur Selbstschutz bleibt. Wenn er glaubt, daß kein Zeuge zugegen ist, dann schießt er den wildernden Hund tot und vergräbt ihn. Oft aber kommt es vor, daß ein Knecht oder ein anderer die Tat beobachtet hat, weil er beispielsweise beim Frühstücken auf der Erde saß und deshalb vom Jäger übersehen wurde. Der Knecht ist dann froh, denn er weiß, wo der Hund begraben liegt. Entweder muß ihm der Förster Schweigegeld geben, oder der Hundebesitzer wird ihn dafür belohnen, daß er ihm zeigt, wo der Hund begraben liegt.

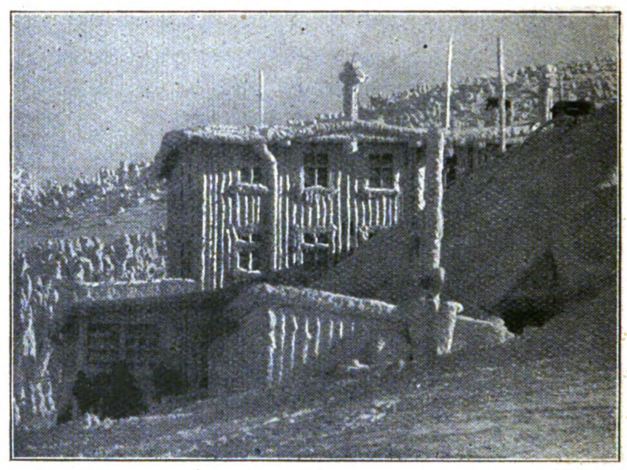
Rauhreif und Rauheis

Von Georg Witte / Mit 11 Bildern

Je nach den atmosphärischen Zuständen und den jeweiligen Temperaturgraden kommt es früher oder später zur Bildung von Rauhreif. In Süddeutschland beobachtete man seit Mitte November da und dort das winterlich schöne Bild. Sooft man es auch gesehen haben mag, es bleibt doch immer ein herrlicher Anblick. Bäume und Buschwerk wirken im schneeigen Glast von unzähligen feinen spitzigen Eisnadeln märchenhaft. Je nach dem Wechsel der Beleuchtung und des Grundes, von dem sie sich abheben, leuchten sie blendend weiß oder in zarten, vielstufigen grauen Tönen. Scheint die Sonne nicht allzu hell, darn nimmt man an beschatteten Stellen zarte lichtblaue Farbentöne wahr, die sich da und dort bis zu kräftigem Blau steigern. Unwirklich und phantastisch sieht die Landschaft im Rauhreif aus, wenn das scheidende Licht der abendlichen Sonne die weißen Kristalle rötlich überhaucht. Zauberhaft berührt der Anblick eines bereiften Waldes, der noch im letzten gelblichen oder rötlichen Licht wie von innen heraus golden oder purpurn erglüht, indes dunkle blaue Schatten in den tiefer gelegenen Teilen der Landschaft verdämmern.

Hält bei günstiger Witterung der Rauhreif länger an, bilden sich stärkere Nebel, oder kommt es gar zu leichtem Regengeriesel, so entstehen dichtere Eisansätze am Astwerk der Büsche und Bäume, die nun wie von einer durchsichtigen Glasmasse überzogen erscheinen. Wer eine Landschaft im Rauheis auch nur einmal im wechselnden Licht gesehen hat, wird diesen mit Worten unbeschreiblichen

Zauber nie wieder vergessen. Im Märchen wird manchmal ein farbenschillernder Feenpalast geschildert und der wunderbare Eindruck wiederzugeben versucht, indem der Glanz aller Edelsteine dazu aufgeboten wird. In allen Farben zartester Regenbogentönungen gleißt und glitzert



G. Haeckel.

Die eingeschneite und vereiste Schlesische Baude im Riesengebirge.

und blitzt das Licht in den eisig verglasten Massen, die sich um die zartesten Ästchen gebildet haben.

Im Volkslied heißt es: „Der Tau fiel auf die Blümelein" oder: „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht." In der Poesie wird diese Auffassung immer wiederholt werden, wie man Sonne oder Mond auf- und untergehen läßt, obwohl es sich nicht so verhält und die Erde sich um die Sonne bewegt. Weder der Tau noch der Reif „fallen" aus „höheren, reinen Regionen" zu Boden. Es handelt sich bei diesen Vorgängen um einen Niederschlag

des in der Luft immer und überall unsichtbar und in veränderlichen Mengen enthaltenen Wasserdampfes, ge=



H. Rudolphi.

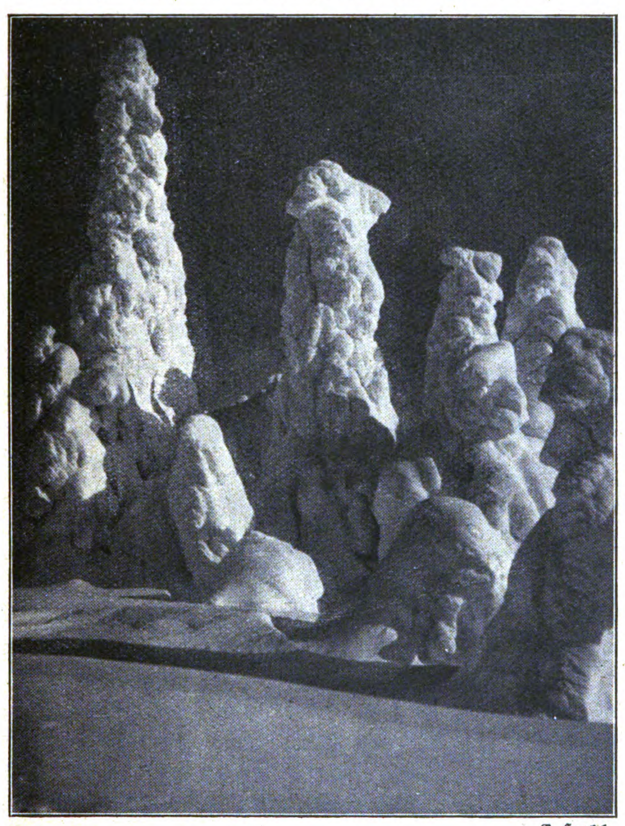
Der verschneite Wald in schwerer Last.

nauer: gasförmiger Wasserteile. Diese Verdunstung geht an der Erdoberfläche vor sich, und von den jeweiligen

höheren oder niederen Temperaturgraden hängt es ab, ob und in welcher Form dieser Wasserdampf tropfbarflüssig oder in Form von Reif oder festen Eiskristallen ausgeschieden wird. Tau findet sich auf den Gegenständen am meisten in Zeiten stärkerer Temperaturunterschiede, also an warmen Sommertagen, denen kühlere Nächte folgen. Was sich an Pflanzen und Gegenständen auf der Erde befindet, strahlt Wärme aus und kühlt sich ab; allmählich erstreckt sich die Abkühlung auch auf die sie zunächst umgebenden Luftteile, wodurch der Wasserdampf ausgeschieden und in flüssiger Form niedergeschlagen wird. Bedeckt man während der Zeit, in welcher Tau zu „fallen" pflegt, den mit Gras bestandenen Boden auch nur mit dem leichtesten Stoff, der die Abkühlung verhindert, so wird man an diesen Stellen keinen Tau finden, wohl aber unmittelbar daneben, wohin die schützende Bedeckung nicht reichte.

Bekanntlich nehmen die Körper je nach ihrer Farbe und Festigkeit mehr oder weniger Wärme auf und strahlen sie in gleicher Weise wieder aus. Wir wissen sehr gut, weshalb wir uns zur warmen Jahreszeit hell und im Winter gerne dunkel kleiden. Auf hellen, harten Steinen findet sich deshalb häufig kein Tau, während unmittelbar daneben der lockere, die Wärme leicht aufnehmende und wieder ausstrahlende dunkle Boden, die Scholle, reichlich feucht gefunden wird. Blätter und Gräser kühlen sich in der Nacht am stärksten ab; deshalb schlägt sich auch der unter den Taupunkt abgekühlte Wasserdampf am meisten auf ihnen nieder. Was die Alten „Himmelstau" nannten, kommt also nicht aus der „Höhe", fällt nicht aus den Wolken herab; so anmutig das poetische Bild auch ist, gleich so vielem Dichterischen, deckt es sich nicht mit wirklichen Vorgängen. Die Taubildung entstammt außer dem

Wasserdampfgehalt der unteren Luftschichten dem Boden der feuchten Erdoberfläche. Deshalb findet sich wäh-



Im Schnee begrabene Fichten.

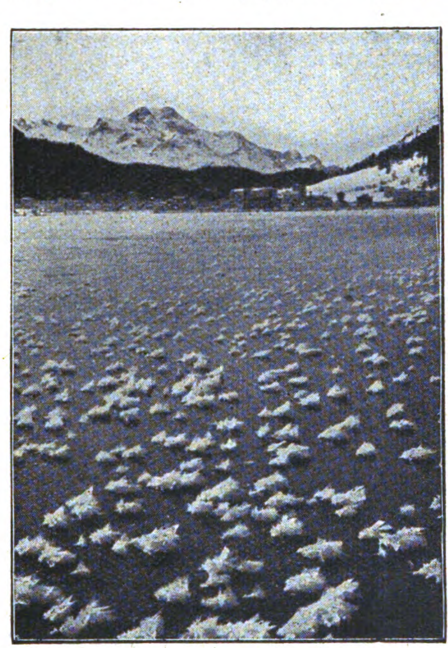
rend längerer Hitzeperioden auf rasch bis in tiefere Schichten austrocknendem dunklem Lehmboden nur wenig oder kein Tau. Ein weiteres Hindernis der Taubildung ist

starker Wind. Die rasch bewegte Luft gelangt mit dem ausgekühlten Boden nicht genügend lang in Berührung, um sich stark genug abzukühlen, so daß die Ausscheidung des Wasserdampfes und der Taubildung vor sich gehen könnten.

Wie beim Tau, so verhält es sich auch beim Reif. Auch hier stehen Dichtung und Wahrheit einander ablehnend gegenüber. Ob es Tau oder Reif geben wird, hängt nur von der höheren oder geringeren Temperatur der Luft ab. Sinkt diese an der Erdoberfläche unter den Gefrierpunkt, so wird der Wasserdampf in fester Form ausgeschieden.

Rauhreif und Rauheis sind ohne Nebel nicht denkbar. Es gibt deshalb Gegenden, in denen dieses herrliche Naturschauspiel nicht häufig zustande kommt. Dieses prächtige, seltene Winterbild bot sich für ausgedehntere Teile Deutschlands in seltener Schönheit am Neujahrsmorgen 1906, nachdem in der Neujahrsnacht bei mäßigem Frost sehr dichte Nebel entstanden waren. Der Rauhreif entsteht bei nebligem Wetter aus den vom Wind herbeigewehten Nebelteilchen, die sich in zarten, federartigen Einzelgebilden überall an Gegenständen, an den Nadeln und Zweigen der Bäume festsetzen. Sie kristallisieren sich aus dem feuchten Nebel heraus. So herrlich dieser Anblick auch ist, so groß kann die Gefahr werden, wenn Nebel, Frost und Wind länger anhalten und die Rauhreifbildung nicht unterbrochen wird. Solche Naturerscheinungen, die zur Zerstörung von Bäumen führen, sind im Gebirge, auf der Alb, im Schwarzwald, im Harz, besonders auf dem Brocken, häufig. Bei andauernder Kristallisierung kommt es vor, daß die Äste bis zur neunfachen Dicke ihres natürlichen Umfanges umhüllt werden, bis sie unter dieser Last zerbrechen. In stürmischer Zeit

wird der feuchte Nebel in solchen Massen herbeigeweht, daß sich in wenigen Stunden mehrere Dezimeter dicke Eisschichten bilden, die man als Rauheis bezeichnet. Starke Bäume brechen unter dieser Last zusammen; Telegraphendrähte, die von den Eismassen nicht rechtzeitig befreit werden, reißen ab, und die Stangen zersplittern.



Eisblumen.

Der Dichter Adalbert Stifter hat einmal dieses grandiose Naturereignis in einer seiner Schriften wundervoll dargestellt. Er schildert dort einen vier Wochen anhaltenden Schneefall, nach dessen Ende wieder der blaue und klare Winterhimmel über der Menge von Weiß stand. „In der Totenstille hörte man oft im Hochwald oben ein Krachen, wenn die Bäume unter ihrer Last zerbrachen und umstürzten." ... „Tannen von fünfzig Ellen Höhe und darüber schauten nur mit den Wipfeln über den Schnee heraus. Und dann wurde es nach dem großen Schneefall

so kalt, wie man es je kaum erlebt hatte." ... „Im Eichenhage oben soll ein Knall geschehen sein, der seinesgleichen gar nicht hat. Einer der schönsten Stämme war durch die Kälte von oben bis unten gespalten." ... „Endlich fiel gegen Mittag die Kälte so schnell ab, daß man die Luft bald warm nennen konnte, die reine Bläue des Himmels trübte sich, von der Mittagseite des Waldes kamen am Himmel Wolkenballen, gedunsen und fahlblau, in einem milchigen Nebel schwimmend, wie im Sommer, wenn ein Gewitter kommen soll — ein leichtes Windchen hatte sich schon früher erhoben, daß die Fichten seufzten und Ströme Wassers von ihren Ästen niederflossen. Gegen Abend standen die Wälder, die bisher immer bereift und wie in Zucker eingemacht gewesen waren, ganz schwarz in den Mengen des bleichen und wässerigen Schnees da." ... Dann fiel ein feiner, aber dichter Regen.

Nun schildert Stifter eine Wagenfahrt, die am nächsten Tag unternommen werden sollte. Noch rieselte der feine Regen herab. „Und noch etwas anderes hörten wir später, da wir mit dem Wagen hielten, was fast lieblich zu hören war. Die kleinen Stücke Eises, die sich an die dünnsten Zweige und an das langhaarige Moos der Bäume angehängt hatten, brachen herab, und wir gewahrten hinter uns im Walde an verschiedenen Stellen, bald da, bald dort, das zarte Klingen und ein zitterndes Brechen, das gleich wieder stille war ..."

Der Arzt, den Stifter auf seiner Fahrt zu Kranken begriffen schildert, kam nun zu einem Bauern. „Unter dem Obstbaumwalde des Karhauses, den der Bauer sehr liebt und schätzt, lagen unzählige kleine schwarze Zweige auf dem Schnee, und jeder schwarze Zweig war mit einer durchsichtigen Masse von Eis umhüllt und zeigte neben dem Glanze des Eises die kleine frischgelbe Wunde des

Herabbruches. Die braunen Knöſplein der Zweige, die im künftigen Frühlinge Blüten- und Blätterbüſchlein



A. Rupp.

Rauhfroſt im Inntal.

werden ſollten, blickten durch das Eis hindurch." ... „Da wir in der Dubs hinüberfuhren, ſahen wir den Wald nicht mehr ſchwarz, ſondern er war gleichſam bereift, wie

im Winter, wenn der Schnee in die Nadeln gestreut ist und lange Kälte herrscht; aber der Reif war heute nicht so weiß wie Zucker, dergleichen er sonst ähnlich zu sein pflegt, sondern es war das dumpfe Glänzen und das gleichmäßige Schimmern an allen Orten, wenn es bei trübem Himmel überall naß ist; aber heute war es nicht von der Nässe, sondern von dem unendlichen Eise, das in den Ästen hing. Wir konnten, wenn wir etwas aufwärts und daher langsamer fuhren, das Knistern der brechenden Zweige sogar bis zu uns herab hören, und der Wald erschien, als sei er lebendig geworden." ... „Mancher Busch sah aus, wie viele ineinandergewundene Kerzen oder wie lichte, wässerig glänzende Korallen."

„Da wir über die Felder fuhren, hörten wir einen dumpfen Fall; wußten aber nicht recht, was es war. Auf dem Rain sahen wir einen Weidenbaum gleißend stehen, und seine zähen silbernen Äste hingen herab, wie mit einem Kamme niedergekämmt. Den Waldring, dem wir entgegenfuhren, sahen wir bereift, aber er warf glänzende Funken und stand wie geglättete Metallstelen von dem lichten, ruhigen, matten Grau des Himmels ab." ... „Da wir gegen den Taugrund kamen und der Wald gegen unseren Weg herüberzog, hörten wir im Schwarzholz ein Geräusch, das sehr seltsam war, und das keiner von uns je vernommen hatte — es war, als ob viele Tausende oder gar Millionen von Glasstangen durcheinanderrasselten und in diesem Gewirre fort in die Entfernung zögen. Das Schwarzholz war doch zu weit entfernt, als daß wir den Schall recht klar hätten zu erkennen vermögen, und in der Stille ist es uns recht sonderbar erschienen."

Die Fahrt ging weiter, bis zu einer Stelle, da eine schlanke Fichte, zu einem Reif gekrümmt, einen Bogen

über die Straße bildete. „Es war unsäglich, welche Pracht und Last des Eises von den Bäumen hing. Wie Leuchter, von denen unzählige umgekehrte Kerzen in unerhörten Größen ragten, standen die Nadelbäume. Die Kerzen



A. Rupp.

Rauhreif im Hochtal von Samaden.

schimmerten alle von Silber, die Leuchter waren selber silbern und standen nicht überall gerade, sondern manche waren nach verschiedenen Richtungen geneigt. Das Rauschen, welches wir früher in den Lüften gehört hatten, war uns jetzt bekannt; es war nicht in den Lüften; jetzt war es bei uns. In der ganzen Tiefe des Waldes herrschte

es ununterbrochen fort, wie die Zweige und Äste krachten und auf die Erde fielen. Es war umso fürchterlicher, da alles unbeweglich stand; von dem ganzen Geglitzer und Geglänze rührte sich kein Zweig und keine Nadel, außer wenn man nach einer Weile wieder auf einen gebogenen Baum sah, daß er von den ziehenden Zapfen niederer stand." ... Da hörten sie wieder einen Fall. „Ein helles Krachen, gleichsam wie ein Schrei, ging vorher, dann folgte ein kurzes Wehen, Sausen oder Streifen, und dann der dumpfe, dröhnende Fall, mit dem ein mächtiger Stamm auf der Erde lag. Der Knall ging wie ein Brausen durch den Wald und durch die Dichte der dampfenden Zweige; es war auch noch ein Klingeln und Geschimmer, als ob unendliches Glas durcheinandergeschoben und gerüttelt würde — dann war es wieder wie vorhin, die Stämme standen und ragten durcheinander, nichts regte sich, und das stillstehende Rauschen dauerte fort. Es war merkwürdig, wenn ganz in unserer Nähe ein Ast oder Zweig oder ein Stück Eis fiel; man sah nicht, woher es kam, man sah nur schnell das Herniederblitzen, hörte etwa das Aufschlagen, hatte nicht das Emporschnellen des verlassenen und erleichterten Zweiges gesehen, und das Starren, wie früher, dauerte fort."

Da entschloß man sich, umzukehren, denn irgendwo im Wald mochte schon ein Baum mit all seinem Geäst über dem Weg liegen, und auch hinter ihnen drohte gleiche Gefahr.

Das Rauschen in den Wäldern war nun ringsum zu hören, dazwischen tonte der Fall von Bäumen und folgte immer dichter aufeinander; ja, sogar vom hohen oberen Walde her, wo man gar nicht wegen der Dicke des Nebels hinsehen konnte, vernahm man das Krachen und Stürzen. Als die Nacht kam, hatte sich in der Finsternis das Getöse

G. Haeckel.

Vereiste und verschneite Fichten im Riesengebirge.

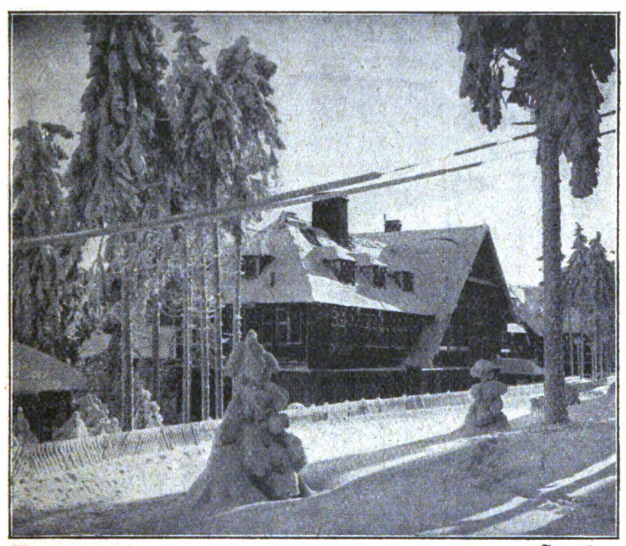


H. Rudolphi.

Eiskönig.

vermehrt; „es war ringsherum an den Orten, wo jetzt kein Auge hindringen konnte, wie das Rauschen entfernter Wasserfälle, das Brechen wurde auch immer deutlicher, als ob ein starkes Heer oder eine geschreilose Schlacht herankäme“.

Dann kam ein wärmerer Wind und mit ihm die große Gefahr des zu raschen Schmelzens der Schneemassen; aber die Temperatur glich sich günstig aus Nach einigen Tagen zeigte sich die ungeheure Ver-



Sennecke.

Verschneite und vereiste Leitungsdrähte in Oberhof.

wüstung, und Unglücksfälle wurden bekannt. „Oft lagen die Stämme wie gemähte Halme durcheinander, und von denen, die stehen geblieben waren, hatten die Fallenden Äste herabgeschlagen, sie gespalten, oder die Rinde von ihnen gestreift und geschunden.“ Am meisten hatte das schlankstämmige, bebuschte Nadelholz gelitten; am wenigsten Buchen, Weiden und Birken. Die Birken hatten nur die feinsten herabhängenden Zweige verloren, die wie Streu herumlagen; wo ein

Stamm dünn genug war, hatte er sich zu einem Reif gebogen. Im Frühling sah man manche noch so stehen, ja auch noch im Sommer und sogar noch nach Jahren. Am größten war der Schaden an den Obstbäumen;



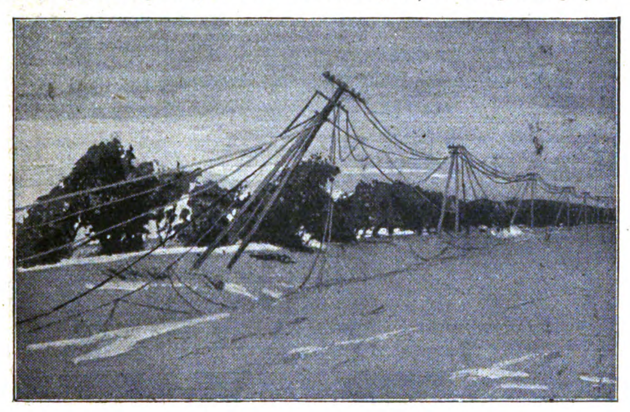
O. Haeckel.

Verschneite und vereiste Telegraphenstangen im Riesengebirge.

ihre Äste waren zerbrochen, die Stämme gespalten und geknickt.

Solch gewaltige Naturereignisse sind selten, und wer sie wie Stifter erlebte, dem glaubt man, daß er die Herrlichkeit und Größe eines so gewaltigen Schauspiels nie vergessen konnte. Zerstörungen solcher Art sind nur im Hochgebirge möglich. In der Ebene ist die Gefahr geringer, da die Rauhreifbildung nur bei ziemlicher Windstille besonders stark wird, doch hat auch dort Rauhreif und Rauheis manchen Baum vernichtet und schwere

Störungen an technischen Einrichtungen verursacht. Ungeheuer war in Thüringen der im Dezember 1920 entstandene Schaden für die Telegraphen- und Fernsprechleitungen. Fast sämtliche durch diesen Landesteil geführten Leitungen, so die von Berlin nach Erfurt, Frankfurt a.M., Stuttgart, München, Basel, Mailand, Paris, sind streckenweise gestört gewesen. Da die Rauhreifbildung vierzehn



Durch Rauhfrost zerstörte Telegraphenleitungen.

Tage hindurch anhielt, wurden die Aufbauarbeiten außerordentlich erschwert, weil die tagsüber hergestellten Leitungen nachts wieder rissen. Das Gewicht der Drähte war durch Eis und Schneeansatz um das Dreißig- bis Vierzigfache gestiegen. Da man aber bei der Konstruktion der Stangen nur mit einer zehnfachen Belastung rechnet, konnten die Leitungen einer solch abnormen Last nicht widerstehen und brachen zusammen. Diesem ungewöhnlich starken Rauhfrost fielen außerdem noch viele Tausende von starken Bäumen zum Opfer.

Zureichende Schutzmaßregeln gegen Rauhfrost, der

besonders den Obstbäumen schädlich werden kann, gibt es nicht; durch Schütteln und Abstreifen der Eiskristalle von den Zweigen läßt sich nicht viel erreichen. Das geht bei starkem Schneefall, der durch den schweren Druck manchen Astbruch herbeiführt, leichter. Wenn die dicht wirbelnden Flocken recht groß und feucht waren und ihrem Gewicht entsprechend bedrohlich auf den Ästen lasten empfiehlt es sich, mit Hilfe einer Gabelstange die Äste durch Schütteln davon zu befreien. Kommt die Hilfe zu spät und sind einzelne Äste gebrochen, dann sollte man, um weiteren Schaden zu verhüten, nicht versäumen, die Bruchstellen mit der Säge zu entfernen, mit dem Messer zu glätten, zu verbinden oder mit Baumwachs zu überstreichen. Bekannt sind auch die weitgehenden Schädigungen, die in den Obstgärten durch Glatteis, das nach Tauwetter oder Regen auftritt, entstehen. Eine Mischung von Kalk und Lehm, die vorsorglich im Herbst aufgetragen wurde, bildet einen Schutz gegen dieses Naturereignis.

In letzter Stunde

Erzählung von Hedwig Stephan

Aufgeregt kreischend schwenkte sich der prächtige gelb und blaue Papagei in dem Ring seines Ständers und schrie: „Ro—bert! Ro—bert — hurra!"

Der stattliche junge Mann mit den ernsten Augen, der vor ihm stand, lachte und hielt dem Schreier Zirbelnüsse hin, die der Vogel geschickt eine nach der anderen aufpickte.

Da legte sich eine Hand dem in das Spiel Vertieften auf den Arm.

„Sie sind da, Andersen! Noch immer die alte Liebhaberei, wie ich sehe! Und Ihr Freund hat Sie wiedererkannt?"

Robert Andersen wandte sich um.

„Herr Professor ..."

„Ja! Erschrecken Sie nur, Abtrünniger!" Über das hagere Gesicht des Professors glitt der Schatten eines Lächelns. „Sie haben umgesattelt — hören jetzt Chemie bei Kollege Leitgeber," er klopfte dem Verlegenen liebenswürdig auf die Hand, „ich kann mir den Grund wohl denken. Die Wissenschaft muß jetzt nach Brot gehen, es hat sich vieles geändert, junger Freund, seit wir uns zum letzten Male sahen. Auch in meinem Leben. Meine Frau — Sie hörten wahrscheinlich schon —"

Er strich sich mit der Hand über die Stirn und seufzte.

„Und nun auch Eva — unsere kleine Eva ..."

„Eva? Was fehlt Fräulein Eva, Herr Professor?"

Der alte Herr hatte die Erregung des jungen Mannes offenbar nicht beachtet.

„Was ihr fehlt? Ja, die Frage ist nicht so leicht beantwortet. Blutarmut, meint der Arzt. Nun pflegen und hüten wir sie mit allen Kräften, aber sie wird uns immer müder und blasser."

Bei dem Wort „wir" hatte Robert sich unmutig abgekehrt; jetzt wandte er den Kopf wieder und fragte zögernd: „Darf ich mich persönlich nach Fräulein Evas Befinden erkundigen?"

„Gern, lieber Andersen! Evchen denkt noch oft an Ihren Schachunterricht. Ihr Besuch wird sie aufheitern, ablenken — ich wollte Sie nur nicht drängen, da Sie uns ja offensichtlich gemieden hatten. — Ja, und da ist nun noch etwas anderes...."

Er schob vertraulich seinen Arm in den Roberts und schritt mit ihm in der Allee hin und her.

„Ich habe kürzlich aus Sibirien ein besonders schönes Exemplar des Falco aesolon bekommen, das möcht' ich gern in meiner ornithologischen Sammlung für die Universität haben. Am liebsten als Gruppe — Falke auf eine Taube stoßend, aber dazu gehört Talent, eine geschickte Hand wie die Ihre. Lieber Freund, nur keine falsche Bescheidenheit — Sie haben ja früher, als Sie noch mein Assistent waren, solche Arbeiten famos gemacht. Wollen Sie mir etwas von Ihrer Zeit opfern?"

„Mit dem größten Vergnügen, Herr Professor! Zeit habe ich genug, und mit dem Herzen bin ich ja noch immer Zoologe."

„Abgemacht! Wann darf ich Sie erwarten? Am Sonnabend vielleicht? Ja? Danke! Vorzüglich!"

Der Professor drückte Roberts Hand herzhaft und schwenkte Abschied nehmend seinen Filzhut; der alte Herr schien in bester Stimmung.

Von widerstreitendsten Gefühlen verwirrt stand Ro-

bert da. Nun war er doch seinem Entschluß untreu geworden, die gefährliche Nähe des lieben Mädchens für immer zu meiden. Schmerzlich bewegt dachte er sehnsüchtig an ihr feines Gesichtchen, die zarte Gestalt.

War es nicht töricht, sie wiedersehen zu wollen, nachdem er vier Jahre verloren hatte und die Aussichten auf eine Anstellung gering waren? Bis zur Unerträglichkeit peinigte ihn der Gedanke, etwa als schlauer Rechner angesehen zu werden, der mit der Tochter des begüterten Mannes sich gleichzeitig die Unterstützung und die guten Verbindungen des Universitätsprofessors sichern wollte.

Deshalb war er ihm ja ferngeblieben und ertrug lieber den Vorwurf der Undankbarkeit.

Deshalb — und noch aus einem anderen Grunde.

„‚Wir' pflegen sie — ‚unser' Evchen," hatte der alte Herr gesagt

Robert runzelte die Stirn, als er dem Ausgang des Tiergartens zuschritt.

Häßliche Geschichten hatte er hören müssen über den verehrten Lehrer, die er nicht glauben wollte, und die doch zu sehr den Stempel der Wahrheit trugen, um gänzlich erfunden zu sein.

Er solle bald nach dem Tode seiner Frau — einer zärtlichen, guten Gattin und Mutter — sich eine Wirtschafterin ins Haus genommen haben, eine üppige, herausfordernde Person, eine Ausländerin, die sich als Herrin aufspiele. Ob nur Schwäche und unpraktische Hilflosigkeit des ganz seiner Wissenschaft lebenden Mannes daran schuld oder etwas anderes im Spiel war, darüber besaß Robert keine Klarheit.

Nein, er hätte nicht Zeuge sein wollen, wie dieser vornehme Mann sich in der Schlinge eines koketten Weibes fing. Und dabei sollte es auch weiterhin bleiben. Nur

einen kurzen Krankenbesuch wollte er machen und die ihm übertragene Arbeit erledigen. Mehr nicht.

Als er sich dann am Sonnabend der Wohnung des Professors näherte, dachte er doch weit mehr an Eva als an den sibirischen Falken.

In der Veranda, die durch rankende Pflanzen in grünliches Dämmerlicht gehüllt war, ruhte Eva Ronge in einem mit weichen Kissen bedeckten Armstuhl.

Sie reichte Robert mit traurigem Lächeln die Hand.

„Sie finden mich recht verändert, nicht wahr, Herr Andersen? Aber so bleich, wie es Ihnen jetzt scheint, bin ich doch nicht; die Beleuchtung ist schuld — sehen Sie —"

Sie wollte sich rasch erheben, sank indes kraftlos zurück.

Erschüttert beugte sich Robert über ihre Hand.

„Fräulein Eva, Sie werden wieder gesund, ganz gewiß! Bleichsucht ist nicht gefährlich!"

Sie sah ihn ungewiß an, halb zweifelnd, halb hoffnungsvoll. „Glauben Sie? Ach, ich — ich fürchte manchmal —" dabei preßte sie die Hand auf ihr Herz und beugte sich zu ihm hinüber — „ich fürchte, daß ich den Vater bald verlassen muß. Aber sagen Sie ihm nichts! Er sorgt sich so schon genug."

Sie legte mahnend den Finger auf die Lippen, als Ronge sich näherte.

„Na, liebes Evchen, wie geht's? Fräulein Jadwiga erzählte mir, daß du nach Tisch wieder einen Anfall gehabt hast. Hoffentlich ist das nicht so schlimm gewesen."

Er gab ihr eine Tafel Schokolade.

„So, die knabberst du auf, während ich Herrn Andersen das Laboratorium zeige und unseren seltenen Vogel. Nachher spielt ihr Schach — wenn er es mit einer so ungeübten Partnerin noch versuchen will."

Er strich der Tochter zärtlich über die Locken, faßte Robert unter den Arm und ging mit ihm fort.

„Meinem armen Liebling geht es ernstlich schlecht," sagte er bekümmert. „Aber Eva darf's nicht merken. Andersen, nicht wahr, Sie benehmen sich gewiß auch so, als hielten Sie ihr Leiden für harmlos?"

Robert blieb der peinlichen Antwort überhoben, denn Ronge sprach weiter: „Ein Glück ist es, daß ich eine so tüchtige Hausdame habe, die Evchen pflegt. Ehe sie zu uns kam, war es unerträglich. Ich hätte nie geglaubt, daß kleine häusliche Nöte so schwer zu tragen sind. Nur — Eva steht sich leider nicht gut mit ihr, sie hegt eine mir unbegreifliche Abneigung gegen Fräulein Jadwiga, und doch kann man sich größere Liebenswürdigkeit und bereitwilligeres Eingehen auf jeden Wunsch eigentlich nicht vorstellen."

Sie waren währenddessen ins Wohnzimmer getreten.

Von dem Nähtisch im Erker, an dem Robert gewohnt war Frau Irmgard Ronge sitzen zu sehen, erhob sich eine andere weibliche Gestalt.

Sie fesselte auf den ersten Blick, aber trotzdem war sie nicht nach Roberts Geschmack. Die niedrige Stirn, in die schwarzes Haar tief hineinwuchs, die sinnlichen Lippen und die volle Figur, deren Vorzüge sie in einer für sein Empfinden allzu aufdringlichen Art zur Geltung brachte, gefielen ihm nicht.

Professor Ronge ging ihr lebhaft entgegen.

„Fräulein Jadwiga, gestatten Sie, daß ich Sie bekannt mache: Herr Andersen, mein früherer Assistent, der die reizende Nagetiergruppe in meinem Arbeitszimmer ausgeführt hat. Er will mir jetzt den Falken ausstopfen, Sie wissen ja, den Sibirier, an den ich mich nicht heranwagen

mochte. Lieber Andersen, Fräulein Berinska, die sich unseres verwaisten Hauses angenommen hat."

Jadwiga bot ihm mit einschmeichelndem Lächeln die Hand. „Ich freue mich sehr und beglückwünsche Sie dazu, daß Sie Herrn Professor Ronge einen Dienst erweisen dürfen Da werden wir Sie also jetzt öfter sehen?"

„Ich hoffe!" erwiderte Robert, sich kurz verbeugend.

Das Mädchen empfand seine unter der Höflichkeit kaum verborgene Abneigung. Sie blickte ihn prüfend an. Während sie Professor Ronge vertraulich zunickte, ging sie dicht an Robert vorüber und verschwand in dem langen Gang, an dessen Ende die Wirtschaftsräume lagen.

Inzwischen führte Ronge seinen Gast über die von rotem Herbstlaub umwucherte Terrasse in den Garten, der sich bis zum Kanal hin erstreckte. Eine kleine Pforte, die fast nie benützt wurde, führte von dort aus auf die Uferstraße. Nicht weit davon, zwischen dichtem Gebüsch, lag ein niedriges Fachwerkhäuschen mit einem Pferdekopf am Giebel, das früher als Kutscherwohnung gedient hatte.

Dort hatte sich Ronge im Erdgeschoß einen Arbeitsraum eingerichtet; und oben in der Giebelstube befanden sich Tierfelle und Vogelbälge und das Naturalienkabinett.

Robert stand noch zu sehr unter dem Eindruck der traurigen und unliebsamen Eindrücke, die er soeben empfangen hatte, als daß er den Erläuterungen des Professors besonders aufmerksam gefolgt wäre. Aber allmählich erwachte sein Interesse wieder; er betrachtete zuerst einige der Präparate in den Gläsern und prüfte dann den Balg des prächtigen sibirischen Merlinfalken. Das Federkleid war unversehrt. Nun suchte er Draht und

Hölzer für das Gestell zusammen, um seine Arbeit zu beginnen.

Ronge ging einstweilen in das Erdgeschoß hinunter und versprach Robert bald wieder abzuholen, denn mehr als die ersten Vorbereitungen sollten heute nicht getroffen werden.

Als er zurückkam, mahnte er den jungen Mann an die Schachpartie mit Eva. Robert unterbrach seine Arbeit, und eilig kehrten sie nun miteinander ins Haus zurück, wo Eva ihn mit leisem Vorwurf im Blick empfing.

Er war kein aufmerksamer Spieler. Ihre krankhaft durchsichtigen Finger beschäftigten ihn mehr als das Schicksal seiner Königin, die auf dem Spiel stand; manchmal lauschte er unruhig ins Halbdunkel des Zimmers hinein, von wo Fräulein Jadwigas Lachen und Ronges Stimme herüberklangen.

Aber auch Eva spielte nicht gut; das Spiel schien sie anzustrengen, und als Robert sich „matt" erklären mußte, huschte kaum ein schwaches Lächeln über ihre blassen Lippen. Sie suchte ihn auch nicht zurückzuhalten, als er sich früh verabschiedete.

„Bis zum nächsten Male, lieber Herr Andersen — da fühle ich mich vielleicht besser!"

„Gewiß! Ich bin überzeugt!"

Tief bewegt drückte er ihre Hände und blickte in die schönen, tiefblauen Augen, die jetzt in so unnatürlichem Glanz leuchteten.

Professor Ronge bat Robert, doch recht bald wiederzukommen. Fräulein Jadwiga schien ihre Verstimmung vergessen zu haben; sie schloß sich dieser Bitte mit ein paar überfreundlichen Redensarten an, die ihn durchaus nicht darüber täuschen konnten, daß er ihr aus irgend einem Grunde wenig gelegen kam.

Von diesem Tage an besuchte Robert nach wie vor die Hörsäle, arbeitete in den Laboratorien und saß abends in der Stammkneipe seiner Verbindung mit Freunden zusammen. Kopf und Herz erwachten ihm aber erst, wenn er hinausfuhr nach Westend zu Ronge. Seine Gedanken weilten bei dem geliebten Mädchen, das hoffnungslos hinsiechte — bei der Polin, die Mutterstelle an ihr vertreten sollte und doch so gar nichts von Mütterlichkeit besaß — bei dem klugen Hausherrn, der sich auf Fallen und Schlingenlegen recht wohl verstand, aber von der Schlinge nichts ahnte, die ihm selbst gelegt wurde.

Daß er bisher nicht hineingeraten war, lag sicher nicht an Fräulein Jadwiga. Sie hatte ihm allerlei kleine Schwächen abgelauscht, erriet unausgesprochene Wünsche, widerspach ihm nie und wußte vor allem ihre Reize verlockend zur Schau zu stellen, wovon allerdings der harmlose Mann wenig bemerkte. Aber Eva, in dem unbeirrbaren Gefühl des keuschen Mädchens für Unreines und Verdorbenes, besaß desto schärfere Augen dafür. Ihrem Einfluß war es wohl zuzuschreiben, daß die Hausdame ihr Ziel, Hausfrau zu werden, nicht erreichen konnte; sie zeigte ihre Abneigung unverhohlen, und Robert beobachtete mitunter, wie Fräulein Jadwiga in solchen Fällen erbleichte und ihren Ärger zu verbergen vermochte. Sie verstand es, sich zu beherrschen, und pflegte meist nur zu sagen: „Fräulein Eva ist leidend; man darf ihr nicht böse sein."

Sie benahm sich liebevoll gegen das junge Mädchen, fand immer Entschuldigungen für ihre Launen, sorgte dafür, daß sie ihre Tropfen rechtzeitig bekam, trug ihr die Kissen nach, bedauerte und tröstete, wenn einer von den schlimmen Schwächeanfällen eintrat, die mit Evas Leiden verbunden waren.

Wie gering Eva diese Fürsorge schätzte, sollte Robert bald erfahren.

Eines Abends in der Dämmerung fand er sie bleich und erschöpft auf einem Diwan liegend und sah noch eben, wie sie heftig Fräulein Jadwigas Hand von sich abwehrte, die ihr liebkosend über die Wange strich.

Als die Polin das Zimmer mit gekränkter Miene verlassen hatte, zog Robert sich einen niedrigen Sitz heran. „Ist es auch recht, Fräulein Eva, daß Sie sich so unfreundlich abweisend benehmen? Die Dame meint es doch gut.“

Da richtete Eva sich auf, beugte sich zu Robert hinüber und flüsterte: „Nein — nein! Sie meint es nicht gut! Mein Vater läßt mich so viel allein mit ihr; oh, ich ängstige mich manchmal so vor dem Ausdruck ihrer Augen!“ Wie hilfesuchend griff sie nach Roberts Händen. „Ach, Herr Andersen, wenn Sie hier sind, dann ist mir's immer so hell und frei. Ich fühle mich wohler. Kommen Sie doch recht oft, wenn's Ihnen hier nicht zu langweilig ist!“

Ihr rührendes Lächeln, der bittende Ausdruck ihrer Augen schnitt Robert ins Herz.

„Eva, liebe, liebste Eva! Ich komme ja so gern! Aber wenn die Arbeit beendet ist, mit der Ihr Vater mich betraut hat — und es wird nicht mehr lange dauern —, dann hab' ich ja keinen Grund mehr, zu kommen — kein Recht —“

Da hörte man draußen Schritte.

„Der Vater!“

Das Mädchen drängte Robert hastig zurück; er saß kaum wieder an seinem Platz, als der Professor eintrat und hinter ihm Jadwiga, die ein Tablett trug.

„Na, mein Evchen, noch im Dunkeln? — Du sollst

jetzt dein Tränkchen einnehmen — Fräulein Jadwiga — ach, lieber Andersen, Sie sind da? Ich suchte Sie drüben im Gartenhaus, fand aber das Giebelzimmer verschlossen. Sie tun ja so geheimnisvoll, wollen mich gewiß mit etwas ganz Besonderem überraschen."

Robert erhob sich verwirrt.

„Ich bin fast fertig, Herr Professor. Einige Tage habe ich noch zu arbeiten. Die Körper sind fertig. Bevor ich die Bälge überziehe, wollte ich sie noch mit Arsenik behandeln, aber im Laboratorium fand ich nur einen Rest vor, der dazu nicht reicht. Vielleicht haben Sie die Güte, wieder etwas zu beschaffen — ich kam deshalb herüber."

„Ein kleiner Rest? Ich pflege doch sonst Fehlendes sofort zu ersetzen." Ronge fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Ich bin manchmal so vergeßlich, lieber Andersen. Morgen sollen Sie das alles haben, was Sie brauchen, ich bringe es aus der Stadt ..."

Klirren unterbrach ihn. Eva fuhr mit einem Schrei auf. Ronge und Robert sahen sich erschrocken um.

Fräulein Jadwiga war gegen eine Stuhllehne gestoßen; Flasche und Glas waren vom Tablett gerutscht und zu Boden gefallen.

„Das kommt davon, wenn man so im Dunkeln hier herumhantiert!" brummte unwillig der Professor. Aber Jadwiga zeigte sich über den angerichteten Schaden so untröstlich, daß er sie beruhigen mußte. Eva war befriedigt, daß sie keine Medizin zu trinken brauchte.

Robert wurde eingeladen, am Abendessen teilzunehmen, aber er schützte eine Verabredung vor und bemühte sich, den enttäuschten Ausdruck in Evas Augen nicht zu bemerken.

Diese Augen waren es ja, die ihn forttrieben, die ihn heute zu einer unverzeihlichen Unbesonnenheit fortge-

rissen hatten. Er mußte Eva meiden, wenn er vor sich selber bestehen wollte.

Er wußte, daß ihn Professor Ronge nur darum so ruhig in seinem Haus verkehren ließ, weil er nicht daran dachte, daß der mittellose Student seiner Tochter wegen kam. Sollte er dieses Vertrauen mißbrauchen? — Ja, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, etwas zu tun, um Evas Leiden zu bessern, wenn er sich dadurch eine Art Recht auf sie hätte erwerben können! Aber das lag nicht in seiner Macht.

Er durfte sich nicht haltlos weitertreiben lassen. Ein paar kurze Tage noch, bis die Tiergruppe fertig war, dann mußte es auch mit allem anderen hier zu Ende sein.

Ein trotziger Zug erschien in dem ernsten, jungen Gesicht. Fort mit der Sentimentalität! Ein tüchtiger Mann geht nicht zugrunde an einer verlorenen Liebe.

Als er am Nachmittag darauf den Zug bestieg, war die Witterung plötzlich völlig umgeschlagen. Dunkle Wolken jagten am Himmel, ein böiger Wind riß die Blätter von den Bäumen, und gegen die Wagenfenster klatschte der Regen. Robert schien es heute, als ob ein Trauerflor die ganze Welt einhülle.

Auch das kleine Gartenhaus erschien ihm verlassen und unfreundlich. Dazu kam noch, daß er in dem düsteren Raum im Erdgeschoß arbeiten mußte, um die Konservierung der Vogelbälge vorzunehmen. Die Glasbüchse mit dem Gift hatte er gefüllt im Laboratorium vorgefunden.

Er machte Licht und begann seine Arbeit. Wenn der Wind um das Haus strich, dann war es ihm, als ob eine klagende Stimme nach ihm riefe; einmal, als er zufällig nach dem Fenster sah, glaubte er dort ein weißes Gesicht

zu erblicken, das sich an die Scheiben drückte und zu ihm hereinspähte. Sogar der Totenkopf, das Giftzeichen auf der Flasche, störte ihn; die leeren Augenhöhlen starrten ihn spöttisch an.

Wie unter einem Zwange griff er nach dem Glas und drehte es um. Aber im gleichen Augenblick kam er sich lächerlich vor. Wozu blieb er denn heute noch hier? — Die Tierfiguren waren ja fast fertig. Was daran noch zu tun war, geschah am besten bei Tageslicht. Morgen früh konnte er im Kolleg einmal fehlen.

Rasch stellte er Tiegel und Töpfe zusammen, hüllte die Gruppe in ein Tuch und verließ das Haus.

Vor der Tür blieb er zögernd stehen. Sollte er den Schlüssel in der Villa abgeben? Dann forderte ihn der Professor gewiß auf, noch dazubleiben. Wenn er Eva wiedersah, dann war der mühsam erkämpfte Entschluß, sie zu meiden, von neuem erschüttert. Heute, in dieser elenden Stimmung, wo es ihm an Widerstandskraft fehlte, durfte er das nicht wagen. Richtiger war es, er verabschiedete sich gar nicht drüben. Wenn er den Ausgang an der Uferstraße benützte, begegnete ihm in dieser Stunde niemand.

Kurz entschlossen steckte er den Schlüssel in die Tasche.

Draußen stürmte und regnete es heftig. Robert hüllte sich fröstelnd in seinen Lodenmantel und wählte einen der in abendliches Dunkel gehüllten Wege, der nach dem hinteren Teil des Parkes führte. Die Gartenmauer, die hier nahe liegen mußte, sah er nicht. Zu seiner Überraschung befand er sich auf einem rings von Bäumen eingeschlossenen Platz. Ein kleiner Pavillon stand da, der zum Schutz gegen die winterliche Witterung mit Brettern vernagelt war. Seltsam! Deutlich hörte er von

dorther Stimmen. Wer konnte um diese Zeit, bei diesem Wetter da etwas zu suchen haben?

Mit ein paar Schritten stand er vor der Hinterwand der Laube, bückte sich zu einer Spalte in der Bretterverschalung und horchte. Er vernahm die Stimme der Hausdame. Jetzt sprach ein Mann. Polnische Worte waren es. Sie traf sich hier heimlich mit einem Landsmann, obwohl sie sonst jedem, der es hören wollte, versicherte, daß sie ganz allein in der Welt stände.

Robert hatte sich während seines zweijährigen Aufenthalts in Warschau wohl einige Sprachkenntnisse erworben, aber doch nicht genug, um den hastigen Reden und Gegenreden folgen zu können. So viel wurde ihm aber doch klar, daß zärtliche Liebesworte hier nicht gewechselt wurden.

„Es kann nicht mehr lange dauern, Woiczek, beruhige dich doch," wiederholte Jadwiga mehrmals. Der Freund antwortete mit heftigen Vorwürfen. Auch Roberts Name fiel in einem Zusammenhang, den er nicht begriff. Aus dem Ton ging indes deutlich genug hervor, daß es in unfreundlichem Sinne geschah.

Jetzt schienen beide sich dem Ausgang der Laube zu nähern.

„Du gibst ihr nicht genug!" hörte Robert den Mann sagen.

Einer Erwiderung Jadwigas begegnete er mit brutalen Worten.

Es drehte sich scheinbar um Geld.

Während Robert bis zur nächsten Wegkreuzung zurückging, um von da durch eine Querallee zur Ausgangspforte zu gelangen, dachte er, ob es richtig sei, Professor Ronge morgen über diese Geheimnistuerei zu berichten. Wer weiß, ob er gut daran tat? — Daß der alternde

Mann für die Reize der schönen Polin nicht ganz unempfänglich war, sah man schon daran, daß er sie trotz Evas Abneigung im Hause behielt. Er wünschte von dieser Person nicht als Angeber betrachtet zu werden, der sich um Dinge kümmerte, die ihn nichts angingen.

Er nahm sich vor, zu schweigen. Wollte er doch ohnedies das Haus, das seine Liebe und sein Leid umschloß, bald zum letzten Male betreten.

Der nächste Morgen war dunkel und regnerisch; kein Sonnenstrahl drang durch das graue Gewölk. In den Parkwegen brauten noch Nebel, und durch die Laboratoriumsfenster schien fahles Zwielicht. Robert trug die Tiergruppe wieder in das Giebelzimmer, um dort die letzte Hand anzulegen.

Lange arbeitete er noch daran, ehe er erreichte, was seinen Absichten entsprach. Mittag war es geworden, als es ihm schien, nun sei nichts mehr zu ändern und zu bessern.

Auf einem Ast saß mit entfalteten Schwingen der Falke, bereit, auf eine Wildtaube zu stoßen, die am Boden saß und wie gebannt in die Augen des Raubvogels starrte.

Die Gruppe war ihm gelungen, und der Professor würde gewiß zufrieden sein.

Früher hätte ihn sein Lob glücklich gemacht. Jetzt aber empfand er kein freudiges Gefühl. Er empfand nichts als eine Art matter Zufriedenheit.

Seufzend erhob er sich, um nach unten zu gehen. Er wollte das Gefieder der Vögel noch mit Arsenikpulver bestäuben. Dazu hatte er vorhin zwar einen Zerstäuber mitgebracht, aber vergessen, ihn zu füllen.

Im Laboratorium ging er zu dem Regal und griff nach der Flasche.

Was war das? Der Totenkopf, den er gestern abend nach der Wand hin gedreht hatte, grinste ihn wieder an. Das Glas war umgekehrt worden. Von wem? Er hatte den einzigen Schlüssel zum Hause ja in der Tasche gehabt. Demnach mußte ein Unberufener hier eingedrungen sein. Ein Dieb? — Aber die Platintiegel, die kupfernen Schalen und Messinggewichte waren unberührt. Auffallend, daß ihn das Gift angelockt hatte, und noch auffallender, daß jemand wußte, daß hier Gift stand.

In fliegender Hast verließ er den Raum, warf die Haustür zu und lief auf regendurchweichten Wegen nach der Villa hinüber.

Das kleine Küchenmädchen, das an der offenen Tür des rückwärtigen Eingangs mit einem Händler plauderte, sah ihm verdutzt nach, als er vorüberhastete.

Aus dem Arbeitsraum des Professors erhielt er nach dem Klopfen keine Antwort. Er betrat den kleinen Empfangsraum und schob die Vorhänge zum Wohnzimmer beiseite. Es war leer. Anscheinend befand sich auch in dem daran anschließenden Wintergarten niemand. Da ging die Tür, die von der Veranda auf die Diele führte.

Robert sah Fräulein Jadwiga, mit einem Glase in der Hand, hereinkommen und neben Evas Liegestuhl treten, die eben aus einem leichten Halbschlummer zu erwachen schien.

Eva wies das Getränk zurück und stellte es auf ein Tischchen, aber das Fräulein beugte sich zu ihr hinab und redete so lebhaft und eindringlich, daß sie schließlich in müdem Gehorsam nach dem Glase griff.

Jetzt richtete die Polin sich langsam auf, und Robert fühlte, wie ihm der Herzschlag aussetzte. Was für ein Blick war das, mit dem sie zu Eva hinuntersah?

Erinnerungen und Gedanken tauchten in ihm auf und

verflochten sich Evas seltsames Leiden, die Anfälle, die der Arzt nicht zu deuten wußte. Eva wurde vergiftet von diesem Weibe, dem sie im Wege war. Jetzt wußte er, wer im Laboratorium gewesen war. Die Polin besaß einen Nachschlüssel! Nun begriff er auch den Sinn der Worte, die er in dem Gartenhaus gehört hatte. Dies kleine Glas, das Eva in die Hand nahm, enthielt zweifellos die letzte, die stärkste Dosis Gift!

Mit raschen Schritten, die man auf dein dicken Teppich nicht hörte, durchquerte er das Zimmer und stand unter der Verandatür. Jadwiga schrie auf. Das Glas schwankte in Evas Hand. Robert griff zu und stellte es wieder auf den Tisch.

„Trinken Sie nicht, Fräulein Eva!" sagte er ruhig und sah die Polin scharf an.

Sie erbleichte, faßte sich aber sofort wieder.

„Ich will Eva nicht zwingen." Ruhig wollte sie das Glas wegnehmen. Aber Robert kam ihr zuvor. Seine Finger schlossen sich um ihr Handgelenk.

„Rühren Sie das Glas nicht an! Sie werden das Zimmer nicht verlassen, bis — ah —!"

Ein scharfer Schmerz ließ ihn unwillkürlich aufschreien. Die Polin hatte ihn in die Hand gebissen, sich mit einem Ruck befreit und war blitzschnell aus der Tür gelaufen, die sie hinter sich abschloß. Gleich darauf hörte Robert das Haustor zufallen.

Er wollte ihr nacheilen, aber ein Blick auf Eva, die blaß mit halbgeschlossenen Augen im Stuhl lag, hielt ihn zurück. Er warf sich vor ihr nieder und küßte leidenschaftlich ihre Hände.

„Eva, mein Liebling! Sieh mich an! Du wirst leben! Ja, du wirst leben — für mich. Ich habe dich mir gerettet. Sag' mir, daß du mich liebhast! Ich will ..."

Ein unerwarteter Ton ließ ihn emporfahren.

Professor Ronge stand in der Tür des Wintergartens, Überraschung und Unwillen im Gesicht.

„Herr Andersen!"

Robert erhob sich und trat dicht an ihn heran.

„Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, Herr Professor," flüsterte er halblaut, „und ich will sie Ihnen geben — aber erst, nachdem ich festgestellt habe, wieviel Arsenik dies Getränk dort enthält, das Ihre Hausdame für Fräulein Eva zubereitet hat."

Ronge sah den jungen Mann an, als ob er an seinem Verstande zweifle, aber der ernste Ausdruck in den Augen Roberts stimmte ihn ruhig.

„Kommen Sie!" erwiderte er leise. „Es ist nicht nötig, ins Laboratorium zu gehen — die Arsenikprobe können wir auch in meinem Studierzimmer vornehmen."

Die Untersuchung ergab, daß die Arsenikdosis stark genug war, um tödlich zu wirken.

Professor Ronge, der bisher schweigsam hantiert hatte, sank jetzt verzweifelt in einen Stuhl. Sein Gesicht war fahl.

„Erklären Sie mir alles, Andersen — wenn es Ihnen möglich ist!" sagte er noch immer mißtrauisch.

Was ihm Robert nun kurz und nüchtern schilderte, genügte, um den letzten Zweifel zu bannen und ihn zu überzeugen, daß die Polin Eva beseitigen wollte — aus Gründen, die er zuerst als „absurd" verwarf, die er aber dann doch innerlich widerstrebend gelten lassen mußte. Empört und entsetzt verlor er anfänglich die Fassung. Trotzdem wollte er von einer Anzeige bei der Polizei, die Robert für selbstverständlich hielt, nichts wissen. Vorgänge aus seinem Privatleben wollte er durchaus nicht der Öffentlichkeit preisgeben.

„Bedenken Sie! Wie würde Eva darunter leiden! Wie müßte eine Gerichtsverhandlung sie aufregen! Diese Rücksicht wird für Sie doch bestimmend sein — im Fall ich mich vorhin nicht täuschte ..."

Robert fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg.

„Herr Professor, verzeihen Sie meine Kühnheit!"

Gütig lächelnd bot Ronge ihm die Hand.

„Mein junger Freund, wenn Evchen mir erhalten bleibt, habe ich es Ihnen zu danken. Das werde ich nie vergessen! Nur soll sie erst gesund werden, dann sprechen wir uns wieder. Sie sollen mir ein lieber, willkommener Schwiegersohn sein, wenn meine Tochter damit einverstanden ist."

Eva erholte sich schneller, als man glaubte. Man hatte ihr den Anlaß zu dem Auftritt zwischen Robert und der Polin leidlich glaubhaft geschildert. Robert sollte zufällig bemerkt haben, daß sie die Medizinflaschen verwechselt habe. Und wegen dieser Fahrlässigkeit sei sie sofort entlassen worden.

Eva war leicht zu täuschen. Seit Jadwiga fort war, fühlte sie sich so glücklich, daß sie nicht weiter nachgrübelte.

Sie fand auch wenig Zeit dazu. Robert kam nun jeden Tag, spielte mit ihr Schach oder führte sie bei gutem Wetter im herbstlichen Garten spazieren.

Ihre erste größere Ausfahrt unternahmen sie miteinander in die Stadt nach der Universität, wo in der Sammlung Roberts Gruppe aufgestellt war.

Eva bewunderte ihres Liebsten kunstvolle Arbeit; indes rechte Freude empfand sie doch nicht.

„Wie bös der Vogel aussieht, wie grausam! Die arme Taube! Sie fürchtet sich so. Ich bin froh, dies nicht wirklich sehen zu müssen."

Robert sah sie zärtlich an.

„Sei ruhig, Liebling! Draußen kommt oft ein Jäger dazu und schießt den Räuber herunter, ehe er der Taube etwas zuleide tun kann.“ Er drückte ihren Arm fest an sein Herz.

Den Namen Jadwiga Berinska fand man einige Wochen später in allen Tagesblättern. Sie hatte sich bei einem alten kränklichen Herrn als Pflegerin verdingt und dann gemeinsam mit einem gewissen Woiezek den Versuch gemacht, den Mann zu betäuben und zu berauben. Bei ihrer Verhaftung fand man außer Chloroform auch Arsenik unter ihren Habseligkeiten. Sie war jedoch nicht zu bewegen, anzugeben, woher sie das Gift erhalten habe. Die Geschworenen fanden den Besitz dieses Giftes so bedenklich, daß sie für den Mordversuch die höchste Strafe als geboten erachteten.

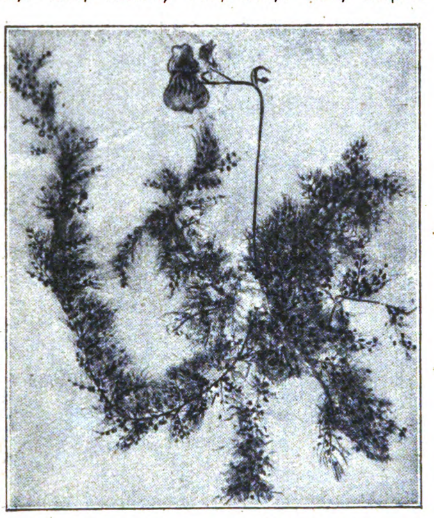
Ein Wunderwerk der Pflanzenwelt

Von Dr. H. Selenka

Mit 2 Aufnahmen des Verfassers

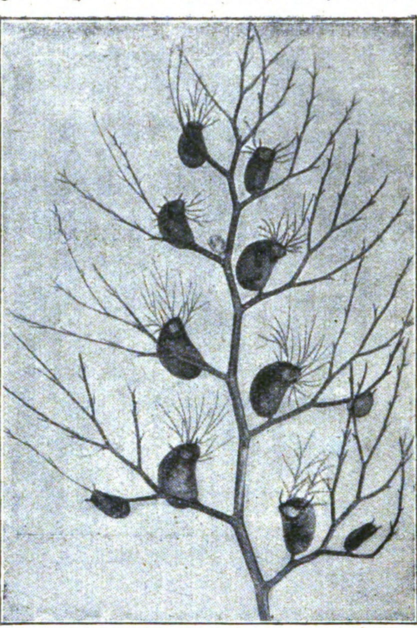
Als vor rund hundertfünfzig Jahren zum erstenmal eine fleischfressende Pflanze beschrieben wurde, da wiesen selbst berufene Männer diese Fabelei zurück. Auch später wurden solche immer wiederkehrenden Behauptungen keiner Prüfung für wert erachtet, bis endlich 1875 Darwins Buch „Fleischfressende Pflanzen" erschien und diese Zweifel endete. Heute kennt der Botaniker nicht weniger denn fünfhundert solcher Arten, darunter allein zweihundert der so interessanten „Wasserschläuche", die vorwiegend sich in den Tropen finden. Doch auch bei uns sind einige vertreten, von denen die hier dargestellte Art besonders häufig ist. Sie lebt in stehenden Gewässern und hat, da sie des Haltes nicht bedarf, nicht einmal Wurzeln mehr, zumal ja ihre bis zu zwei Meter langen Ranken Blätter tragen, die sich in wurzelartige feine Fäden teilen und Licht, Luft und Nährsalze unmittelbar aufnehmen. Das merkwürdigste aber sind die kleinen grünen, roten oder dunklen Schläuche, die der Pflanze auch den Namen gaben. Diese lebenswichtigen Organe sind raffinierte Fallen, da sie an ihrem freien Ende eine Klappe haben, die sich auf leisen Druck nach innen öffnet. Sogar ein Köder ist vorhanden, denn Drüsenhärchen, die am Eingang stehen, sondern einen Schleim ab, der von den winzigen Lebewesen gern gefressen wird. Stärkere Schwimmborsten halten dagegen größere Tiere fern, die diesen Teil beschädigen könnten. Sei es nun, daß die mikroskopisch kleinen Krebschen, Würmer, Mückenlarven und der-

gleichen, die sich in Menge vor den Bläschen tummeln, noch mehr der angenehmen Speise in deren Innerem zu finden hoffen, oder daß sie Schutz vor Feinden suchen — sie dringen ein und sind dann rettungslos verloren, da ihre Kerkertür sich wohl nach innen, doch nicht nach außen öffnen läßt, weil sie auf wulstigem Widerlager ruht. Man zählte denn auch oft schon zwanzig Organismen in solchem Pflanzengrabe, die dann schließlich durch Erstickung oder Hunger starben. Ihre zerfallenden Weichteile werden von kreuzförmigen Drüsen, die sich in Menge an der Blasenwandung finden, aufgesogen. An einer Ranke mit nur neunzig solcher Fallen sind in eineinhalb Tagen schon nicht weniger als zweihundertsiebzig Opfer gefunden worden. Vergleiche zeigten, daß „Wasserschläuche" ohne solche Nahrung nur halb so kräftig wuchsen als jene, denen man die Fleischkost ließ, denn in den moorigen Gewässer ist die Pflanze auf solche stickstoffreiche Zukost angewiesen. Die Bläschen haben nur die Größe eines Senfkornes, bei anderen Arten aber die eines Pfefferkornes, so daß sie der Fischbrut recht gefährlich werden.



Ein blühender „Wasserschlauch".

Wenn im Herbst die oberen Wasserschichten immer kälter und tierärmer werden, dann bildet die Pflanze sogenannte Winterknospen, indem an den Spitzen ihrer Sprosse dichtgedrängte Blättchen entstehen, die festgeschlossen einem etwa linsengroßen Ballen gleichen. Sie werden entweder schon im Herbste frei und im Teich weithin verbreitet oder sinken mit der nun absterbenden Mutterpflanze, in deren Lufträume Wasser dringt, zu Boden, um erst im Frühjahr wieder aufzutauchen. Da nun diese Kügelchen zum Schutz vor Schneckenfraß und Auslaugung durch Wasser mit Gallert überzogen sind, so bleiben sie an Wasservögeln kleben, die sie verschleppen, bis sie in anderen Teichen durch Putzen des Gefieders wieder frei werden und versinken. Der Keimling wurzelt dann am Boden, bis später eine Trennungsschicht die Pflanze von der Wurzel löst. Da der „Wasserschlauch"



Ein Zweig unseres gewöhnlichen „Wasserschlauches" mit seinen fadenförmigen Blättern, an denen die schlauchartigen Tierfallen sitzen.

zudem noch Luftsprosse bildet, die dank ihren muschelförmigen, anders gebauten Blättern den Gasaustausch der Pflanze erleichtern, doch abgeschnitten sich wieder zu Wassersprossen wandeln, so ist damit erwiesen, daß er von Landformen abstammt, wie sie noch jetzt sich in den Tropen finden. Das deuten auch die leuchtend gelben Blüten an, die sich vom Mai bis zum August über dem Wasser erheben. Auch sie sind wunderbar durch eine sinnreiche Einrichtung, die im Dienste der Bestäubung steht. Auf der zur Anflugsrampe wie geschaffenen Unterlippe landen nämlich leichtbeschwingte Boten, die auf der Suche nach dem süßen Nektar sich mit dem Kopf gegen die Oberlippe stemmen und so die untere, auf der sie sitzen, abwärts zwängen. So wird denn durch das eindringende Insekt — meist ist es eine Schwebfliege — der vom Besuch anderer Blüten ihm anhaftende Pollenstaub übertragen und dann erst neuer wieder aufgebürdet. Da aber fliegende Insekten auf dem Wasser seltener sind als auf dem Lande, so bleiben sie oft aus. In diesem Falle ist die Blüte auf Selbsthilfe angewiesen, wobei die Narbe, der den Blütenstaub aufnehmende Teil des Fruchtknotens, sich so zusammenrollt, daß sie schließlich die Staubbeutel berührt und so die Bildung der Kapselfrucht einleitet. Der „Wasserschlauch" bietet des Interessanten mehr als genug und ist deshalb für jeden, der im Buche der Natur lesen kann und will, ein wahres Wunderwerk der Schöpfung.

Hexenglaube in unserer Zeit

Von Dr. D. A. Zeitler / Mit Bild

Aus Italien kam kürzlich eine Nachricht, die so unglaublich erschien, daß in manchen Zeitungen Bemerkungen daran geknüpft wurden, als könnten solche „mittelalterlichen Geistesverirrungen" nur in romanischen Ländern, in Rußland oder den Balkanstaaten möglich sein. In der Nähe von Neapel gibt es zahlreiche Felshöhlen, die von Menschen bewohnt sind. In einem dieser Löcher hauste seit langer Zeit eine alte Frau, von der man sich allerlei unheimliche Geschichten zuraunte. Sie stand im Verdacht, gewisse Tränke zu kochen und Hexereien zu treiben. Eines Tages lief in der Nachbarschaft das Gerücht um, daß die Alte eine geheimnisvolle Flüssigkeit braue. Darüber gerieten die Weiber in Aufregung und stürmten halb angekleidet nach der Felshöhle. Dort zerrten sie die nur mit einem Hemd bekleidete „Hexe" aus ihrem Versteck und mißhandelten sie in rohester Weise. Da die Zusammenrottung nicht unbemerkt geblieben war, machte sich die Polizei auf, um nötigenfalls einzugreifen. Die Leute kamen eben noch recht, sonst wäre die „Hexe" verbrannt worden! Die aufgeregten Weiber hatten einen Scheiterhaufen aus Holz und Stroh errichtet und wollten die gefährliche Person aus der Welt schaffen. Als man die geheimnisvolle Flüssigkeit untersuchte, ergab sich, daß es gewöhnlicher Kamillentee war.

Nun meint man, solcher Wahnwitz sei bei uns nicht mehr möglich, und doch ist dies eine der vielen Täuschungen, denen sich weltferne Optimisten nur deshalb hingeben, weil ihnen unbekannt ist, daß auch bei uns der

Die Dorfhexe.

Nach einem Gemälde von Ludwig Knaus.

Glaube an Hexen und Zauberer und ihre schädigende Macht im Volke noch nicht erloschen ist. Da man sich das vermeintlich plötzliche Auftreten unerklärlicher Krankheiten nicht zu deuten vermag, nimmt man häufig an, daß sie von lebenden Menschen durch „Beschreien" oder „Antun" herbeigeführt werden. So konnte Bernhardt in seinen „Sagen aus der Leipziger Pflege" vor vierunddreißig Jahren noch fünfundvierzig Personen feststellen, die beim Volk im Geruch der Hexerei standen. Die Tatsache des Hexenaberglaubens ist wiederholt durch Gerichtsverhandlungen erwiesen worden. Dabei handelte es sich um Klagen wegen Beleidigung, Verleumdung, oft auch wegen Körperverletzungen, ja sogar um Mordfälle aus Hexenglauben.

In seiner Schrift „Verbrechen und Aberglaube" behandelt A. Hellwig verschiedene Fälle aus neuerer Zeit. Vor dem Schöffengericht in Eisenach klagte 1904 eine Frau gegen zwei weibliche Personen, von denen sie als „Hexe" beschimpft worden war. Das Kind der einen Angeklagten war angeblich erkrankt, nachdem die „Hexe" es gestreichelt hatte. Die beklagten Weiber blieben vor Gericht bei ihrer Meinung, die Klägerin könne hexen, ein Glaube, den Zeuginnen teilten. Trotzdem die verschriene Frau, um dem Gerede zu entgehen, Eisenach verließ, verurteilte das Gericht die Angeklagten nur zu einer Geldstrafe von fünfzehn Mark.

Vor dem Schöffengericht in Koburg kam 1905 eine Beleidigungsklage zum Austrag, die anhängig gemacht worden war, weil die Angeklagte behauptet hatte, die Privatklägerin sei eine Hexe, sie habe durch „unmäßiges Loben" die Schweine, Ziegen und Kaninchen behext, daß diese nicht mehr fressen wollten und die Ziegen keine Milch mehr gaben. Die Verhandlung ergab, daß die An=

geklagte von der Verhexung ihrer Tiere fest überzeugt war, umso mehr, als ihr durch eine „weise Frau" im „Erdspiegel" — einem Zaubergerät — deutlich das Bild der Privatklägerin als das der „Hexe" gezeigt worden sei.

In einem Hexenprozeß, der in dem preußischen Städtchen Eilenburg gleichfalls durch eine Verleumdungsklage angestrengt wurde, behauptete der Beklagte, die von ihm als Hexe bezeichnete Frau könne auch die Gestalt eines schwarzen Katers annehmen, und als solcher sei sie in sein Haus gekommen. Er verlangte Zeugenvernehmung über die von ihm behauptete Tatsache. Der Gerichtshof lehnte dieses Verlangen mit dem Bemerken ab, daß der Angeklagte um zweihundert Jahre zu spät geboren sei.

Im Jahre 1892 stand eine Dienstmagd vor dem Schöffengericht Fürth bei Nürnberg. Sie hatte ihre Tante beschuldigt, daß diese eine „Haushexe" und deren Mutter eine „Stallhexe" sei. Einmal wollte sie gesehen haben, wie die Hexe auf einer Kuh im Stall ritt, um der Kuh die Milch zu vertreiben. Die Dienstmagd erhielt zehn Tage Gefängnis.

In dem sächsischen Ort Schönfeld bei Pillnitz ließ im Jahre 1907 der Gemeindevorstand einen Geisterbeschwörer und „Hexenmeister" von Sadisdorf kommen, der im Ort das mannigfache Unglück in den Ställen der Bauern beheben sollte. Der Wahrheitsbeweis dieser fast unglaublichen Geschichte wurde vor Gericht in vollem Umfang erbracht.

Ein Jahr vorher erhielt ein Fabrikarbeiter in Sulzbach, Oberamt Kirchhain in Bayern, eine Geldstrafe wegen Ruhestörung. Er hatte in seiner Wohnung derart gelärmt, daß sich die Nachbarn beschwerten. Nachdem das Schöffengericht seinem Antrag auf Freisprechung nicht stattgegeben hatte, wandte er sich an die Strafkammer zu Ulm. Dort

machte er geltend, nur deshalb geschrien zu haben, um eine Hexe zu verscheuchen, die ihn fortwährend belästigte. Diese Hexe sei seine Nachbarin, und er halte es für seine Pflicht, sie bei Gelegenheit totzuschlagen, möge es dann gehen, wie es wolle. Als der Gerichtsvorsitzende sich gegen diese Hexengeschichten aussprach, bestand der Angeklagte darauf, daß es Hexen gebe; er habe die Schlechtigkeit und Gefährlichkeit der Hexe längst erkannt und am eigenen Leibe erfahren. Sogar durch das Schlüsselloch sei sie in sein Schlafzimmer gekommen und viel Vieh habe sie, wie jeder in Sulzbach wisse, verhext. Seine Verwandten beträten aus Furcht vor der Hexe seine Wohnung nicht mehr. Die Berufung wurde verworfen und der Angeklagte ermahnt, sich an der vermeintlichen „Hexe" ja nicht zu vergreifen. Der Abergläubische entfernte sich mit den Worten, er glaube, was er wolle.

Dieser Fall zeigt, daß der moderne Hexenglaube auch zu Körperverletzungen und Mordtaten führen kann. Solche Fälle sind denn leider auch nicht wenige gerichtsbekannt geworden. Ende November 1907 wurde im Osten Deutschlands, in Hohensalza, eine Witwe mit einem Ehepaar bekannt. Eines Tages spürte die Arbeiterfrau im Körper „Ziehen" und „Reißen"; sie schickte nach der Witwe, die sie „streichen" — massieren — sollte. Das tat sie bereitwillig einigemal. Einige Zeit später wurde sie von dem Ehemann zum gleichen Zweck wieder geholt und ging auch mit. Am anderen Morgen fand man sie auf dem Flur vor der Stubentür ihrer Behausung halb ohnmächtig liegen, blutig geschlagen, mit Striemen und Beulen bedeckt; man brachte sie ins Bett.

Wieder zu sich gekommen, erzählte sie: „Nachdem mich der Mann in seine Wohnung geführt hatte, in der die Frau zu Bett lag, sagte er: ‚Sie haben meine Frau be-

hext, nehmen Sie ihr den Teufel ab. Als ich erwiderte: ‚Das kann ich nicht, denn ich bin keine Hexe‘, ergriffen sie mich, stopften mir den Mund zu, banden mich an Händen und Füßen und schlugen mich mit zwei Knüppeln, bis mir die Sinne schwanden. Kam ich wieder zu mir, schlugen sie mich aufs neue. Als ich unter das Bett kroch, wurde ich mit dem Knüppel gestoßen, hervorgezerrt und wieder geschlagen. So ging es in Zwischenräumen bis fünf Uhr morgens, wo die Frau aus dem Bett sprang und mich mit einer Kartoffelhacke zusammen mit ihrem Mann bearbeitete. Dann entfesselte man mich und stieß mich unter Schlägen zur Tür hinaus, von wo ich mich mühsam heimschleppte.“

Die Eheleute gaben bei ihrer Vernehmung die Mißhandlung der „Hexe“ unumwunden zu und beharrten in ihrem Hexenglauben. In diesem Fall grenzt das Tun der abergläubischen Menschen an versuchte Ermordung oder versuchten Totschlag von Hexen, wofür aus den letzten Jahrzehnten eine ganze Reihe von Belegen beizubringen sind. Hellwig wundert sich darüber, daß diese Fälle „merkwürdigerweise gerade für Frankreich, das Land der Aufklärung“, häufig seien. Wenn der Franzose zum Glaubensverächter wird, so ändert das nicht das geringste an seinem Aberglauben, dessen Herkunft im wesentlichen älter ist als die Einführung des Christentums. Von der Aufklärung kennt er kaum die äußerliche Grimasse und ein paar elende materialistische Redensarten und Schlagworte. Man bedenke übrigens, welcher Aberglaube heute bei Okkultisten und Spiritisten in sogenannten „gebildeten Kreisen“ im Schwange ist und unter dem allerdings kläglich fadenscheinigen Mäntelchen vermeintlicher „Wissenschaftlichkeit“ gezüchtet wird.

Mordtaten aus Hexenglauben sind in allen Ländern

häufiger, als man annehmen sollte. Im ungarischen Dorfe Rokosely bei Temesvar geriet 1894 ein armes Weib in Verdacht, die Tiere in den Ställen ihrer Nachbarin behext zu haben; das Vieh war einer Seuche erlegen. Die Unglückliche wurde buchstäblich gekreuzigt. In Sizilien überfiel ein Ehepaar die Schwester des Mannes in dem Wahn, daß jene durch Zauberkünste den Tod ihres einzigen Kindes herbeigeführt habe. Sie spalteten dem Ehemann, der seiner Frau zu Hilfe eilte, den Schädel und verbrannten die Schwägerin bei lebendigem Leibe, nachdem sie vorher mit Petroleum begossen war.

Zu Freiburg im Breisgau hatte sich im Oktober 1896 vor dem Schwurgericht ein bis dahin unbescholtener Mann von dreiundzwanzig Jahren wegen Mords zu verantworten. Er hatte seine kranke Tante, eine dreiundachtzigjährige Frau, in einer Nacht erwürgt. Nachdem der Tod eingetreten war, hatte er ihren Leichnam aufgehängt, um den Verdacht der Tat von sich abzulenken. Die Ermordete stand bei vielen Leuten des Dorfes Forchheim im Rufe, eine Hexe zu sein. Dieser Glaube wurde auch von der Familie des Angeklagten geteilt und wurzelte bei dem jungen Bauern umso fester, als er an Epilepsie litt, einem Zustand, den er der Hexenkunst seiner Großtante zuschrieb. Der Bauer ging zu einem Hexenmeister, der ihm ein Lederbeutelchen mit allerlei Zeichen zum Umhängen gab. Als auch dies nichts half, faßte der abergläubische Mensch den Entschluß, die Hexe umzubringen, „damit es Ruhe gäbe". Vor Gericht meinte er, der liebe Gott werde ihm nicht zürnen, denn es sei doch was anderes, wenn man Hexen umbrächte, die Schaden verursachen, als wenn einer den anderen ohne Grund totschlüge. Die Ärzte bejahten die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten. Der Staatsanwalt plädierte auf Mord,

die Geschworenen bejahten aber nur die Frage auf Totschlag. Der Gerichtshof verurteilte den Angeklagten daraufhin zu zehn Jahren Zuchthaus.

Im August 1912 wurde in dem Dorfe Thunow bei Köslin in Pommern ein siebzigjähriger Bauer von einem Ortseingesessenen ermordet. Der Mörder kam nicht recht vorwärts, sein Vieh krepierte. Da wandte er sich an eine „kluge Frau" in Köslin. Die faselte ihm vor, einer seiner Nachbarn trage die Schuld an allem Unglück. Der Bauer solle achtgeben: wer in den nächsten drei Tagen mit einem Anliegen sein Gehöft betrete, der sei der Schuldige. Da kam am nächsten Morgen der siebzigjährige Bauer und bat um einen Schraubenschlüssel. Einige Tage danach erschlug der Abergläubische den alten Mann auf dem Felde.

Solche traurige Geschichten könnten noch viele angeführt werden, aber wir werden ja bald wieder ähnliche Berichte in den Tageszeitungen zu lesen bekommen, denn seit dem Kriege hat der Aberglaube in allen Formen erschreckend genug überhand genommen. Keine Woche vergeht, in der im Buchhandel nicht mehrere Broschüren und Bücher erscheinen, die mit dieser Stimmung in „weitesten Kreisen" rechnen. Es gibt keinen Unsinn und Aberwitz, der nicht noch im Druck veröffentlicht werden könnte. Die wohlgemeintesten Warnungen kommen zu spät. Albert Hellwig schrieb 1908: „In neuester Zeit hat der Hexenglaube eine Belebung erhalten durch den Okkultismus, der, wie so manchen anderen Aberglauben, so auch den Hexenglauben und den damit zusammenhängenden Glauben an den ‚bösen Blick' als in gewisser Beziehung berechtigt hinstellt. Namhafte Spiritisten verteidigen diesen Glauben öffentlich und in vollem Ernst und suchen ihn auf ihre Weise zu rechtfertigen. Dies kann bei der

großen Ausbreitung der spiritistischen Lehre nicht ohne Einfluß auf die Verbreitung des Hexenglaubens bleiben. Wenn wir so in gewissem Sinne von einer Wiederbelebung des Hexenglaubens sprechen können, so werden doch wenigstens die grausamen Hexenverfolgungen nicht wiederkehren."

Diese Worte sind umso beachtenswerter, als seit 1908 die Verbreitung aller Formen des Aberglaubens in ungeheurem Maße zugenommen hat. Hellwig erwähnte die Tätigkeit der russischen Dorfgerichte, die ab und zu immer wieder einmal gegen Hexen und Zauberer „von Amts wegen" einschreiten, in der Regel aber zum Glück durch das Appellationsgericht an der Vollstreckung des Urteils noch rechtzeitig gehindert werden. Mit der Einrichtung von Volksgerichten droht dem zivilisierten Europa heute die große Gefahr der Hexenprozesse im Sinne vergangener Jahrhunderte. Vielleicht ist es einst noch nötig, einen Schutzverein für Menschen nach dem Muster der Tierschutzvereine zu gründen, um alte Frauen vor dem Wahnsinn, der Dummheit und Roheit ihrer Mitmenschen zu bewahren. Kein Tier ist so grausam wie der Mensch. Es gehört zum Ungeheuerlichsten, daß alte Frauen als Hexen verschrien werden können. Bedenkt man, daß es in unseren Tagen noch möglich ist, alte Mütterchen als Zauberinnen zu mißhandeln, dann sehnt man sich in die Zeit der „aufgeklärten Despotie" eines Friedrich des Großen zurück, der solchem Unfug entschieden entgegentrat und die Worte sprach, daß in seinem Staate die Frauen in Ruhe und Frieden alt werden sollten.

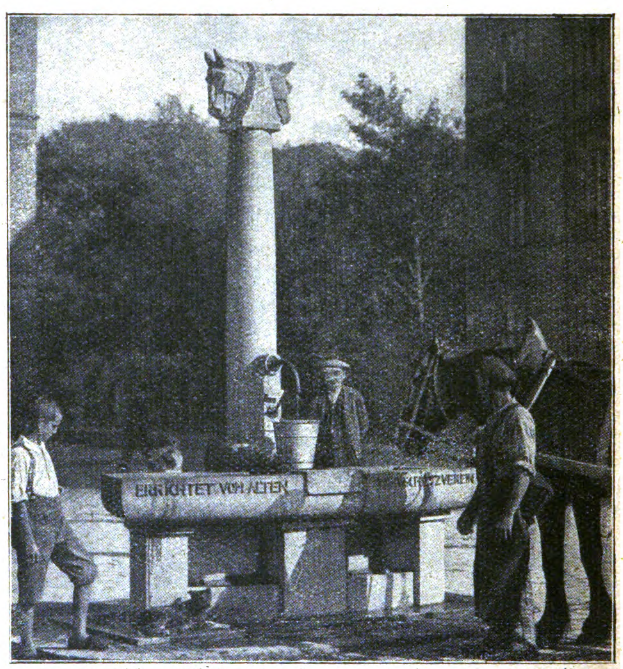
Mannigfaltiges

„Der Mensch ist der Vormund der Tiere"

Diese schönen Worte stammen von Leonardo da Vinci, der mit diesem ethischen Gedanken, wie mit so vielem anderen, seiner Zeit weit vorausgeeilt war. Er stellt damit das Tier dem unmündigen Kinde gleich, das eines Vormundes bedarf, da es sich selber nicht zu schützen vermag. Den Tieren, die der Mensch zu verschiedenen Zwecken hält, einen Rechtsschutz angedeihen zu lassen, daran dachte man in früheren Jahrhunderten nicht, wenn auch bei manchen Völkern vor Jahrtausenden gefordert wurde, man solle kein unschuldiges Tier mißhandeln. Die alten Ägypter bekannten sich zu der Auffassung: „Wer ein unschädliches Tier martert, dem sollen die Geister der Unterwelt das gleiche tun." Nachdem schon zu Lebzeiten Leonardos, und während der Renaissance, vereinzelte Stimmen laut geworden waren, setzte man sich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts entschiedener für den Schutz der Tiere ein. Aber noch war die allgemeine Stimmung nicht reif genug für diese Forderung. Als Lord Erskine im Jahre 1811 im englischen Oberhause den Gedanken, Gerechtigkeit gegen die Tiere zu üben, befürwortete, wurde er mit Schimpfworten und höhnischen Zurufen bedacht. Elf Jahre nach diesem Auftritt wurde in England im Juni 1822 ein Gesetz zum Schutze der Rinder und Lasttiere geschaffen. Im Jahre 1839 wurde es in London verboten, Hunde als Zugtiere zu verwenden, eine Verordnung, die 1854 auf das ganze Land ausgedehnt wurde. Nachdem einmal das Gefühl dafür erwacht war, daß es ein Unrecht sei, Tiere zu mißhandeln, begann die Tätigkeit der zu ihrem Schutz geschaffenen Vereinigungen. Der erste deutsche Tierschutzverein ist 1837 in Stuttgart gegründet worden. Danach entstanden im Laufe der Zeit Vereine in großer Zahl, durch deren Wirksamkeit viel Gutes entstanden ist. Bregenzer, ein Vorkämpfer des Tierschutzes, sagt: „Der klügste Egoismus ist Gerechtigkeit." Tiere schützen heißt Menschen nützen, Tiere

schützen heißt aber auch Menschen schützen — schützen gegen die Roheit von Mitmenschen und gegen die eigene Verrohung.

In unserer Zeit besteht Grund genug, die große Idee des Tierschutzes nicht verkümmern zu lassen. Heute soll aus allem mehr



Künstlerischer Pferdetränkebrunnen in Dresden. Errichtet vom Alten Tierschutzverein in Dresden.

als vordem „herausgewirtschaftet" werden, und die Gefahr besteht, daß die irgendwie nutzbaren Geschöpfe dabei die Leidtragenden sind. So wird man Pferde, wenn sie ausgedient sind, immer wieder einzuspannen suchen. Sie sinken stufenweise zu geringeren Dienstleistungen herab, bis sie endlich dem Pferdemetzger oder dem Schinder verfallen. Das Gnadenbrot ist für sie zu

teuer geworden. Möge man sich der Worte des alten klassischen Schriftstellers Plutarch erinnern, der geschrieben hat: „Ein guter Mensch wird seine Pferde und Hunde pflegen, nicht nur während sie jung, sondern auch wenn sie alt und dienstuntauglich sind. Wahrlich, wir sollten lebende Wesen nicht wie Schuhe und Hausrat, die man abgenützt wegwirft, behandeln!"

Solange die nutzbaren Tiere im Dienste des Menschen stehen, sollte alles getan werden, ihnen das Dasein zu erleichtern. Wie oft kann man zur heißen Jahreszeit beobachten, daß es den durstgequälten Geschöpfen an Wasser fehlt. In neuerer Zeit hat man da und dort an öffentlichen Brunnen Einrichtungen geschaffen, die es den Tieren, Pferden und Hunden, ermöglichen, ihren Durst zu löschen. Im Jahre 1921 hat der Alte Tierschutzverein in Dresden einen künstlerisch gestalteten Pferdetränkebrunnen der Öffentlichkeit übergeben. Noch während des Krieges war der Gedanke gefaßt worden, diese Tränke an der Bautzener Straße vor dem Gasthaus zum „Goldenen Löwen" zu errichten. Der aus Granit hergestellte Brunnen ist nach dem Entwurf des Dresdener Bildhauers Polte von Baumeister Colditz aufgebaut worden. Bei Gelegenheit der Einweihung überwies der Konsul Peters dem Alten Tierschutzverein zweitausendfünfhundert Mark zugunsten des Pferdeheims in Hermsdorf bei Klotsche.

Ungefährliche Artillerie

Die Kriegstechnik von einst verfügte über Geschütze, die nur einen Schuß in drei Tagen abgeben konnten und fast nie trafen, so daß man es als Teufelswerk betrachtete, als es einem Artilleristen gelang, in einem Tage einen Schuß abzugeben und obendrein zu treffen. Damit stimmt vollkommen überein, was in dem portugiesischen Werke „Batalhas portuguezes" vom Obersten Osorio de Vasconcellos, das 1874 in Lissabon erschien, bei der Beschreibung der 1385 stattgefundenen Schlacht von Aljubarrota erwähnt wird. In jener Schlacht, durch deren Ausgang Portugals Unabhängigkeit begründet wurde, lernten die Portugiesen zum erstenmal Feuerwaffen kennen, denn die Spanier führten außer sechstausend

Rittern, zweitausend leichten Reitern und achttausend Bogenschützen auch eine Artillerie ins Feld, die sich aus sechzehn Bombarden zusammensetzte, die vermutlich unbeweglich waren und von den Portugiesen, die sie nicht kannten, mit dem unserem „Bum" entsprechenden Worte „Trom" bezeichnet wurden. Die Portugiesen hatten nur sechzehnhundert Ritter und neunhundert Bogenschützen, aber dafür einen tüchtigen Feldherrn: Nuno Alvares Pereira, während die Spanier von völlig unfähigen Leuten geführt wurden. Pereira, der wohl wußte, daß er im Reitergefecht gegen solche Übermacht den kürzeren ziehen müßte, hatte seine Ritter absitzen und ihre Speere fällen lassen; vermutlich gruppierten sie sich in der Form eines Vierecks. Diese Kämpfer zusammenzuschießen, wäre leicht gelungen, wenn die damaligen Bombarden nicht so zweifelhafte Geschütze gewesen wären. Sie konnten nur eine Salve abgeben, und dabei flogen die Kugeln überallhin, nur nicht auf die Ritter. Durch die Salve wurden nur zwei weit abseits bei den Pferden stehende Knappen getötet. Immerhin machte dieses Ereignis und das fürchterliche Gedröhn auf die Portugiesen solchen Eindruck, daß vielleicht gefahrbringende Unordnung entstanden wäre, wenn nicht ein Ritter die Geistesgegenwart gehabt hätte, zu rufen: „Da seht ihr, daß Gott selbst für uns ist, denn diese beiden Knappen waren es, die einen frommen Priester in seiner eigenen Kirche getötet haben!" Das war wohl nur aus dem Stegreif erfunden, aber es tat seine Wirkung. Die Portugiesen beruhigten sich, und da kein weiterer Schuß aus der Kanone erfolgte, gelang es ihnen, jenen Sieg zu erfechten, der ihrem Lande die Unabhängigkeit und dem Großmeister von Aviz als „João I." die Königskrone verschaffte, die bis zu dem 1578 gestorbenen Don Sebastian in seiner Familie blieb. Prof. Dr. Leo Brenner.

Der Wunsch, ewig zu leben

Zu allen Zeiten und fast bei allen Völkern entstand die Idee, es müsse doch möglich sein, das Leben irgendwie über die dem Menschen von der Natur gesetzte Zeit hinaus genießen zu können. Dazu mag es nicht wenig beigetragen haben, daß in sogenannten

Geschichtschreibungen die alten Patriarchen oder Herrscher mit einer phantastischen Lebensdauer bedacht worden sind. Methusalems Alter ist sprichwörtlich geworden. So gibt es auch in chinesischen Überlieferungen hohe Altersangaben, die auf gläubige Gemüter einen gewaltigen Eindruck machten. Man dachte sich, wenn der und der Kaiser viele Jahrhunderte gelebt hat, warum soll es dann nicht möglich sein, das eigene Dasein irgendwie verlängern zu können. Und so fanden sich denn auch Leute, die vorgaben, es läge in ihrer Macht, das Leben über die von der Natur bestimmte Zeit zu erhalten. Daß dies nicht ohne Zauberkünste erreicht werden konnte, versteht sich von selbst. Einzelne chinesische Kaiser haben große Summen an solche Leute verschwendet, die ihnen den Trank der Unsterblichkeit und „ewige Jugend" versprachen. Um eine so wunderbar wirkende Mixtur, ein so gewaltiges Elixir zu erlangen, bedarf es außergewöhnlicher Mittel und wunderbar anmutender Vorbereitungen. So fabelte einer dieser Zauberer, man müsse einen Turm aus gewissen Steinen bauen; dazu sei ein ganz besonderer Kalk nötig sowie weitere kostbare Stoffe. Zuerst aber müsse eine Zeit bestimmt werden, die genau aus dem Stand der Gestirne festzustellen sei. Dann sei es nötig, eine Reihe von Arbeitern zu finden, die unter gewissen Sternen geboren wären. Sei dies alles nach Wunsch gelungen, dann könne der Bau des Turmes unternommen und durchgeführt werden. Auf die Spitze des Bauwerkes solle eine goldene Schale gesetzt werden, in welche der allerreinste Tau aus dem Äther aufzufangen sei. Gelänge dies, dann fände der „Sohn des Himmels", wie man den Kaiser Chinas nannte, den Trank, der ihm ewige Jugend sichere.

Der chinesische Phantast fand Ausreden genug, wenn die versprochene Wirkung ausblieb; dann mußten hindernde Einflüsse bestimmter Gestirnstellungen herhalten, die er als die Ursache des Versagens bezeichnete. Und bei der Geistesrichtung jener Zeit gab es auch für diese Ausreden gläubige Gemüter.

Einst fabelte einer dieser „Gelehrten" einem lebenshungrigen Kaiser vor, er wolle ihm den Trank der Unsterblichkeit aus dem Mond herabholen! Zu diesem Vorhaben sei es nötig, einen Turm

zu bauen, dessen oberste Spitze bis zur Sphäre des Mondes reiche. Mit aller Gewalt sollte nun der Turm errichtet werden. Da fand sich aber doch ein besonnener Mann, der dem Kaiser bewies, daß sein großes Reich sich nicht so weit ausdehne, um auch nur das Fundament zu diesem Bauwerk abzugeben. Auch könne man in der ganzen Welt nicht genug Steine für einen solchen Turm finden. A. Kre.

Verletzter Ehrgeiz

Mehrere Jahre hindurch hatte ein höchst verwegener Dieb in einer großen Stadt alle erdenklichen schweren Einbrüche verübt, ohne jemals dabei ertappt worden zu sein. Mit den gestohlenen Sachen reiste er von Zeit zu Zeit in die umliegenden Städte und brachte sie dort bei einem gerissenen Hehler los. Bei einer solchen Fahrt schien es ihm einmal nicht geheuer. Er stieg deshalb unterwegs aus und wollte in einem Dorf übernachten. Aus Langerweile ging er in die Kirche, in der ein Kind getauft wurde. Dabei entdeckte er verschiedene Stücke, die seine Habgier reizten. In der Nacht brach er in die Kirche ein und wollte eben still abziehen, da entdeckte ihn der Nachtwächter, schlug Lärm, und die Bauern faßten den Dieb schneller, als er denken konnte. Außer dem gestohlenen Kirchengerät fand man noch eine Menge anderer verdächtiger Gegenstände, und in die Enge getrieben, mußte er bekennen, wie er dazu gekommen sei. Als das Urteil verkündet wurde, schimpfte der Gauner den als Zeugen vernommenen Nachtwächter in unflätigster Weise. Und da man ihn darüber zurechtwies, sagte er empört: „Fünf Jahre habe ich in der Großstadt sicher gelebt, und kein Mensch hat mich erwischt, obwohl es dort mehr als genug Häscher gibt. Und so ein elender Bauernnachtwächter muß mich beim Kragen erwischen! Das verzeih' ich dem Kerl nicht." O. Pan.

Die Puppe mit dem Wasserkopf

Vor etwa zehn Jahren schrieb ein Kinderfreund einen trübseligen Aufsatz über das Elend, das wir unseren Kindern durch verkünstelte Spielzeug bereiten. Und wahrhaftig, es war be-

trübend genug, was den kleinen Geschöpfen alles an angeblichem Spielzeug geboten wurde. Eines Tages tauchte die Puppe mit beweglichen Augen auf, und der „Erfinder" dieses Spielzeuges glaubte gewiß, damit etwas Unübertreffliches in die Welt gesetzt zu haben. Dann kam die „große Überraschung": die „Papa" und „Mama" quäkende Puppe. Im billigsten Puppenbalg konnte der „sinnreiche" Apparat angebracht werden, und das mag wohl dazu beigetragen haben, daß diese Erzeugnisse an Beliebtheit verloren. Nun ist wieder eine „Neuheit" auf den Markt gebracht worden. Zuerst beglückt man damit die Kinder in den Vereinigten Staaten. Die „weinende Puppe" ist die große Mode des Jahres 1921. Sie hat einen Kopf aus Zelluloid mit einem kleinen Wasserbehälter im Kopfinnern, der mit einem Kautschukventil, das sich in einem Kautschukschlauch befindet, verbunden ist. Der Schlauch ist auf dem Rücken der Puppe unter dem Kleid verborgen und mit einem Pfropfen verschlossen. In den Augen sind schmale Öffnungen angebracht, welche durch Zinnröhrchen mit dem Wasserbehälter in Verbindung stehen. Drückt nun das mit dieser „reizenden Neuheit" beschenkte Kind auf den Rücken der Puppe, so quellen Wassertröpfchen aus den Augen. Die Puppe — weint.

Am liebsten möchte man selber blutige Tränen weinen über die armen Kinder, denen man mit so barbarischen Erfindungen eine Freude zu bereiten glaubt. Fast möchte man eine Schutzvereinigung gründen, von Menschen geleitet, die sich zur Aufgabe machen, die Kinder vor solchen und ähnlichen Zivilisationsgreueln zu bewahren. Wohin soll es mit der im Kind so lebendigen Phantasie kommen, die es dazu befähigt, das unscheinbarste Ding, ein Stückchen Holz und ein paar bunte Läppchen, zu beseelen, wenn man ihm Spielzeug gibt, das so widerwärtig „lebensecht" ist? So aber geschieht leider alles, um die armen Kleinen frühzeitig blasiert zu machen, so daß sie bald an nichts mehr Freude haben. Die Puppe mit dem Wasserkopf ist ein erschreckendes Zivilisationssymbol. Freuen wir uns, daß sie jenseit des „großen Wasserbeckens" ausgetüftelt worden ist. So lange wenigstens, als unsere Kleinen damit verschont bleiben. Hoffentlich dauernd! A. Alv.

Ein Gemütsmensch

Zwei Freunde liebten die Spargeln leidenschaftlich, jedoch mit dem Unterschied, daß der eine sie in Öl, der andere mit Butter zubereitet am liebsten aß. Wie dies öfters geschah, luden sie einander gegenseitig zum Essen ein, und der eine der Feinschmecker ordnete in der Küche an, daß die Spargeln für jeden nach seinem Geschmack, zur Hälfte mit Öl, der andere Teil mit Butter, übergossen werden sollten.

Als die beiden Genießlinge am Tische saßen und plaudernd auf ihr Leibgericht warteten, wurde der Eingeladene plötzlich vom Schlag gerührt und sank im Stuhl tot zurück. Der Gastgeber überzeugte sich, daß keine Hilfe mehr möglich war. Dann lief er schnell in die Küche und rief: „Alle Spargeln in Öl!" H. Kök.

Durch die Blume

Es ist nichts Neues, daß Leute, die gewissermaßen über Nacht zu Wohlstand gelangt sind und ihrem Reichtum entsprechenden Umgang suchen, alles aufbieten, um die Erinnerung an ihre Herkunft möglichst zu verbergen. Unsere vielen Kriegsmillionäre bieten dafür manchen Beweis. Einer dieser neuen Reichen, der sich ein Palais gekauft hatte und sich auch sonst bemühte, den großen Herrn zu spielen, äußerte sich bei jeder Gelegenheit höchst wegwerfend über den „gemeinen Pöbel" und das „armselige Bürgertum". Im gesteigerten Maße seiner Erbitterung brauchte er gerne auch die Ausdrücke „Gesindel" und „Kanaille". Ein Zuhörer, dem die Herkunft des Emporkömmlings gut bekannt war, erlaubte sich die Bemerkung: „Mein Teurer, Sie sprechen in höchst unehrerbietiger Weise von Ihren Ahnen."

Damit hatte er die Lacher auf seiner Seite, und der rohe Protz zog es vor, nichts zu erwidern. J. Höl.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart / in Deutsch-Österreich verantwortlich Robert Mohr in Wien


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 114880997

